

Von der Glonn an die Paar, weil es etwas Größeres gibt.

Oder: Introibo ad altare Dei, ad Deum qui laetificat iuventutem meam.¹

Von Bruder Dominikus Meister OSB

Der Schuster bleibt bei seinem Leisten

Oder: Von der Isen an die Glonn

Große Dinge beginnen immer klein. Wolfgang Meister kam nicht zufällig nach Vierkirchen. Er handelte gemäß dem Sprichwort und zwar ganz wörtlich: „Schuster bleib bei deinem Leisten“. Sein Brötchengeber, die Schuhfabrik in Markt Schwaben, ging Pleite. Man hörte von einer Schuhfabrik im fernen Vierkirchen und zusammen mit neun „Kampfgefährten“ fand er Arbeit und Brot beim Wagner² in Vierkirchen.

Im Jahr 2011 wäre er 101 Jahre, seine Regina 100 Jahre alt geworden.

Nachträglich gesehen ist mir schleierhaft, wie die überhaupt hier her gefunden haben. Denn Vierkirchen war nicht ohne weiteres auf einer Straßenkarte verzeichnet. Alle Wege führten nach Markt Indersdorf. Aber Vierkirchen war terra incognita. Biberbach fand sich, aber wo Vierkirchen sein sollte, war ein weißer Fleck.

Beim Wagner waren auch einige Damen als Näherinnen beschäftigt. Man beäugte sich, Wolfgang war ein lustiger Typ, der Klarinette spielte und offensichtlich etwas Theaterblut intus hatte. Irgendwann funkte es zwischen Wolfgang und Regina Reisenegger, die rein zufällig beim Wagner als Näherin tätig war.

1939 wurde in Scheyern bei Pater Stefan Kainz geheiratet, und zwar am Kreuzaltar. Es war eine bescheidene Hochzeit. Lediglich einen weißen Kopfschleier konnte man sich leisten. Und man nahm Wohnung beim Hammerl,³ der sein Haus hinter dem Bräu hatte.

Scheyern und Pater Stefan waren auch nicht zufällig. Eine „richtige“ Hochzeit in Vierkirchen war zu teuer. Scheyern war billiger und P. Stefan war zu Regina weitschichtig verwandt. Später traf man sich öfter beim Wagner in Jetzendorf, einem der drei „Schuh-Barone“ Wagner: Vierkirchen – Weichs – Jetzendorf.

Indessen, das Haus, in dem Regina wohnte, sie hatte „nur“ sieben Geschwister, hieß auch



B. Dominikus Juli 2010

Foto: Cornelia Hartmuth

„Beim Wagner“, weil der Besitzer das Wagnerhandwerk ausübt.

Zum Leben brauchte er etwas Land und zwei Kühe und einige Hühner. Das war das Haushaltsgeld, denn die Wagnerkunden zahlten zögerlich. Man war sehr kirchlich, weswegen Wolfgang sich eines Tages auch als Sänger des Kirchenchores fand. Und wieder ein Zufall. Die Schwester der Regina, das Nesthäkchen „Reiserl“ war sehr musikalisch, sie lernte Klavier und war irgendwann Leiterin des Kirchenchores. Übrigens, auch der Hilg, vulgo Bräu, sang beim Kirchenchor mit. Später, als die hirnlosen Horden des gescheiterten Postkartenmalers ihr Unwesen trieben, waren nicht nur der Hilg, sondern auch die Reiseneggers, samt Regina und Wolf-

gang, politisch unzuverlässig und galten als „Schwarze Bagage“, vor allem Pfarrer Andreas Brädl.

Vorsicht, die Unschuld vom Land kommt aber ziemlich kühl

Im Februar 1941 war es soweit, ich schickte mich an, das Licht der Welt zu erblicken und zwar in München in der Dritt-Ordensklinik, Onkel Toni, vulgo Dr. Anton Roth, organisierte das. Sein Bruder Hans heiratete Reserl und er selber Lotte Wölfle, die weitschichtig mit Theres Reisenegger, der Mutter der Reiseneggers, verwandt war (geborene Wölfle).

Zwei Jahre später kam meine Schwester Angela dazu. Die ist noch kühler und kam schon Anfang Januar. Es war gerade ungewöhnlich kalt und Mutti musste zu Fuß von Esterhofen mit dem Kleinkind bis zum Hammerl traben und aufpassen, dass sie nicht ausrutschte.

Im selben Jahr konnte eine Einberufung von Papi nicht mehr verzögert werden, er kam in den Russlandfeldzug.

Er lernte in Isen, seiner Heimat, bei einem Russen die Schusterei. Sein Lehrherr blieb als Gefangener des ersten Weltkrieges hier hängen. Wolfgang musste unter anderem Russisch lernen, weil sein Meister das als sehr gut fand. Das sollte sich nun in Russland als sehr vorteilhaft erweisen.

Er wurde schwer verwundet und die Roten wollten ihn schon als lästigen Ballast zusammen mit anderen Schwerverwundeten erschießen. Aber seine Russischkenntnisse retteten ihn. Es war ein Armdurchschuss, der nie mehr gesunden sollte. Er hatte ständig Schmerzen.

Vierkirchen wurde „Männer-entvölkert“ und das angeblich schwache Geschlecht wurde stark, musste es auch. Es gab Arbeit in Hülle und Fülle bei den Bauern, wo meistens auch der Bauer eingezogen war. Bauernarbeit war Mutti schon seit ihrer Kindheit an bekannt. Aber nun wohin mit zwei kleinen Kindern? Beim Wagner, vulgo Reisenegger, arbeiteten nun die alte Mutter und die beiden Schwestern Christine und Reserl als „Naderinnen“ und dann war noch die Frau von Benno Reisenegger (des Bruders) Resi da. Dorthin kamen wir, tagsüber. Angela und Josef (der Sohn von Benno) waren vorher schon ein Herz und eine Seele und betrachteten sich gegenseitig als Schwester und Bruder. Sie waren unzertrenn-

lich. Tante Christine (Reisenegger) war sozusagen, das heißt noch nicht ganz, der Chef des Hauses Reisenegger. Allerdings, die Mutter Christine, also meine Großmutter mutterseits, war die absolute Autorität und wenn sie einen runden Geburtstag feierte, war das ein Großer-eignis der noch größeren Verwandtschaft.

Beim Wagner nun war mehr Platz als beim Hammerl und daher konnte ich hier so richtig herumrennen. Apropos rennen. Selber betrachte ich mich als die Unschuld vom Land und Großmutter war ähnlicher Ansicht. Nun, ab und zu hätte ich eine „Watsch'n“ verdient, aber bevor es dazu kommen konnte, entfleuchte ich in die Wiese gegenüber dem Haus, wo jetzt Häuser stehen. Das Areal war eingezäunt und neben dem Zaun verlief ein Graben. Auch Sicherheitsgründen präparierte ich eine Zaunlatte so, dass ich im Fall des Falles hier wie ein geölter Blitz hineinsausen konnte. Tante Christine Zorn bebend hinterher: „Ob du soo-foooorrt hergehst!!!“ „Ha-ha-haha, du musst mich erst erwischen, ha-ha-ha!“ Nur, sie musste erst mühsam den Zaun übersteigen. Inzwischen war ich außer Gefahr am Wiesen Hügel angekommen und setzte mich hin und machte Faxon. Die Zornesader der Tante schwoll an. Als sie pustend bei mir ankam und meinte, ich wäre hier autoritätsgläubig, um die Watsch'n zu kriegen, sah sie sich sehr getäuscht. Schwubb sauste ich nun den Hang runter und die Tante musste Wut schnaubend nachlaufen. Zum Glück aus ihrer Sicht ging es abwärts leichter. Eine halbe Sekunde, bevor sie mich zu erwischen meinte, rannte ich lachend wieder nach oben. Wir sausten noch zickzack die Wiese entlang, ehe ich mich aus meinem Geheimloch am Zaun aus dem Staub machte. Meistens kamen hier ein paar alte Bauern mit dem Ochsen vorbei, lachten Tränen und schrieen: „Bua, laaf, lass da von de Weiba nix gfoin“!

Ich landete bei der Großmutter und die äußerte entrüstet ihr Missfallen, dass man dem armen Buben so herumhetze und niemand dürfe ihn anrühren. Wumm. Das war allerhöchste Autorität. Fast so wie beim Papst.

Vom Führerunfug hatten ich bzw. wir, nicht die geringste Ahnung. In unserer Gegenwart war das kein Thema. Meine Mutter hatte kein Führerbild in der Wohnung. Zum Glück war der Ortsgruppenführer Dapfer kein „Scharfer“, sonst hätte das üble Folgen haben können.

Allerdings, im sozusagen „Dreimädla-Haus“ beim Wagner mussten die Tanten schon wegen

des Geschäftes ein Führerbild haben. Zusammen mit den vielen Schwarz-Weiß-Fotos der vielen Onkel und meines Papi war es an einer Wand aufgehängt. Ab und zu riet ich angesichts der Fotos, welcher Onkel das sei. Nur einen Onkel kannte ich nicht, der zudem schöner war, weil es ein Farbdruck war. Wenn ich wissen wollte, wer dieser schöne Onkel sei, wurde ge- und entnervt getönt: „Frag nicht dauernd so saudumm, sonst kriegst a Watsch’n, tu was Gescheits“!



Konrad Meister um 1948. Foto: Wolfgang Meister

Diese Frage war hoch gefährlich. Hätte ich in Anwesenheit einer Kundschaft das gefragt und damit bewiesen, dass ich den Führer nicht kannte, hätte das verheerende Folgen nach sich ziehen können. Im schlimmsten Fall Nazi-Kinderheim und / oder Zwangsaufnahme samt KZ Dachau für die Mutti.

Der Ernst des Lebens beginnt (1947) mit Ihrer Gestrengen, Helene Einhorn

Der so genannte Ernst des Lebens begann eigentlich etwas früher und zwar bei Onkel Benno, seines Zeichens Wagner in Vierkirchen. „Der Wagner“ war der Bruder meiner Mutter. In seiner Werkstatt war immer etwas los und vor allem die Maschinen fand ich sehr interessant, zu interessant für einen kleinen Buben. Mit Abstand am interessantesten war die Hobelmaschi-

ne, weil da lange dünne Holzstreifen herauskamen. Wenn der Onkel hier hantierte, durfte ich nur von Ferne zusehen. Aaaber, wenn er abschaltete, na-ja, die Maschine war da noch nicht still. In so einem unbeaufsichtigten Moment wollte ich dann ganz genau ergründen und die Holzspäne erhaschen. Die Folgen waren drastisch. Der Onkel fuhr mit dem Fahrrad zum Baden, der erst mal den ersten Verband machte. Onkel Doktor Toni organisierte eine Klinik in München, weil die Verletzungen erheblich waren. Man wollte einen Finger amputieren. Jedoch, Papi war entschieden dagegen. Ich bin ihm heute noch dankbar. Daher dauerte der Klinikaufenthalt ein paar Wochen, aber der bewusste Finger wollte nicht heilen und eiterte ständig. Das mussten nun die Eltern selber ausbaden. Man entschied, ich solle einige Zeit zur Großmutter nach Isen, also der Mutter von Papi. Dieser gelang es mit Hausmitteln, was die klugen Doktoren in München nicht konnten. Vielmehr rotierten diese weil Papi die Amputation mit dem Argument abgeschmettert hatte, dass dann der Bub nicht mehr Klarinette spielen könne. Viel später brachte er mir schon mal die Tonleiter bei. Aber zuerst musste der Arbeitston des Instrumentes erarbeitet werden. Der eigentliche Stimmerzeuger war bzw. ist ein dünnes Holzplättchen. Das spielte ich mit Hingabe und Begeisterung, weil die entsprechenden Übungen haarsträubende Töne erzeugen und absolut nervtötend sind. Die „Damenwelt“ beim Hammerl stand Kopf: „Wenn du nicht augenblicklich mit diesem Hundsglump aufhörst, dann ...“

Aber zurück nach Isen. In diesem Fall musste die Reise an die Isen mit dem Zug gehen. Das war verwickelt, denn Isen an der Isen liegt ziemlich abgelegen. Ab Mühldorf oder Dorfen war die Welt zu Ende. Später fuhr Papi mehrmals mit dem Fahrrad dorthin, mit dem Kind auf dem Gepäckständer. Großmutter war begeistert und legte sich voll ins Geschirr und konnte den maroden Finger in den Griff bekommen. Eine Nachoperation war aber doch noch notwendig. Ich konnte damals nicht ergründen, wie der Fluss hieß, denn Großmutter nannte ihn nur „Booch“. Sie passte wie ein „Haftlmacher“ auf, dass ich ja nie dort hineinstieg. Und genau das wollte ich sehr, sehr gerne, um zu plantschen. Aber das war aller-aller-strengstens verboten. Großmutter hieß Ottilie und wir beide ahnten nicht im Mindesten, was die Hl. Ottilie noch für eine Bedeutung für mich gewinnen sollte. Der Markt Isen machte einen großen Eindruck auf mich, war er doch sehr viel größer und „vor-

nehmer“ als Vierkirchen und ich liebte den Booch, der nur etwa fünfzig Meter vom Haus der Großeltern entfernt plätscherte. Als Anfang der 50-iger Jahre das jetzige Haus an der Fichtenstraße gebaut wurde, kamen Großvater und Großmutter nach Vierkirchen. Das Haus in Isen wurde verkauft.

Ich fand das schade. Wenn Großvater etwa nach München fuhr, dann sagte er, in der Meinung, das sei Hochdeutsch: „Billet“ und „retour“ oder „Barablu“ (Regenschirm). Wenn er „lescher“ (leger) war, dann röhrt er in den Verkaufsraum beim Bahnhof Esterhofen: „Oamoi Minga arschling“. Ich fand das sehr lustig, durfte aber diesen Ausdruck daheim nicht benützen, sonst wäre ein „allerhöchster“ Husten-Anfall von Mutti samt Watsche fällig gewesen. Das sei unglaublich unanständig.

Jahrzehnte später erfuhr ich von einem Mitbruder von St. Ottilien, der von Dorfen stammte, dass man bei ihm daheim heute noch „füßling“ in die Garage fährt und „arschling“ wieder heraus. Mutti hätte einen Hustenanfall bekommen.



Konrad als Schüler (vorne, 2. v.li.).
Foto: W. Meister

Mit der Rückkehr nach Vierkirchen war die Kindheit zu Ende, Fräulein Helene Einhorn übernahm das Szepter. Sie hatte die ersten beiden Klassen. Einhorn oder Blößner waren das Fräulein. Es gab zwar jede Menge Fräuleins in Vierkirchen, aber die Lehrerin war eben Fräulein hoch zwei. Die anderen Klassen hatte Gretl Blößner, die bei den Kindern überaus beliebt und geschätzt wurde. Leider kam ich nie in ihre Klasse. Im Mai wurde bei ihr am Beginn des

Unterrichts statt eines Gebetes ein Marienlied gesungen.

Die Welt ist klein, ich begegnete Frl. Blößner zwar oft auf dem Heimweg, aber wir konnten beide nicht ahnen, dass ihr Name, lange nach ihrem Heimgang, bedeutungsvoll werden sollte. Sie war in Ungarn Privatlehrerin (mit akademischem Abschluss) bei der Familie eines Wittelsbacher Prinzen.⁴ Einer seiner Söhne wurde später Pater in St. Ottilien und ist jetzt Missionar in Kenia.

Als weiteren Lehrer lernte ich zunächst Lehrer Neukirch kennen und dann Hans Dapfer, der Hauptlehrer wurde, anstelle von Helene Einhorn. Die Tätigkeit von Blößner in Ungarn wurde nicht anerkannt und damit hatte Dapfer mehr Berufsjahre. Kultusminister Alois Hundhamer hatte zwar eine beträchtliche persönliche Abneigung gegen alles Braune, weil er im KZ Dachau war, aber den alten Filz in seiner Behörde durchschaute er nur teilweise. Jedenfalls wäre Blößner pädagogisch und fachlich entschieden besser gewesen.

Nun hatte meine Mutter etliche Gänse, mittels derer das Haushaltsgeld aufgebessert werden konnte. Als wir noch beim Hammerl waren, flohen die Gänse von dort über das Dorf zum „Bräuweiher“! – ich lief hinterher, das Schlimmste zu verhindern, nämlich verbotene Felder zu schützen.

Besonders beliebt waren junge Getreidefelder. Abends hatten die Gänse nicht die geringste Lust, so weit zu watscheln, sie flogen heim. Aber der Weiher war ihr Lieblingsort und ich stand dort mit meinem Stecken Wache. Die Weiherwiese dem Pfarrergarten zu war für die Rösser gedacht. GänSEDRECK mochten sie überhaupt nicht und das war schwer zu verhindern. Einmal kam der Bürgerl mit Jagdhund, um sozusagen das corpus delicti näher zu beäugen, gegebenenfalls „der Regina“ seine nicht sonderlich schmeichelhafte Meinung zu flöten. Die Gänse waren im Weiher. Aber der Jägersmann schickte schon mal seinen Hund, um denen zu signalisieren, wo der Bartl den Most holt. Sein Waldi postierte sich am Ufer und bellte, was das Zeug hielt. Das ärgerte den regierenden Gänserich und er stieg auf und kam im Sturzflug auf den Hund zu, worauf dieser mit fliegenden Ohren Fersengeld gab. Ärger beim Waidmann und riesen Geschnatter der Gänse. Mein Gelächter ließ die Zornesader vom Bürgerl anschwellen, er redete dem Hund Minuten lang gut zu, ein scharfer Befehl und Waldi sauste wieder zum

Ufer, um Herr im Haus zu zeigen. Der Obergänserich und ein paar seiner Jugendlichen stiegen auf und sausten im Tiefflug Richtung Hund. Dieser lief, so schnell es seine kurzen Beine hergaben, zu Herrchen, schmerzlich jaulend, weil der Gänserich seinen Schwanz erwischt hatte. Erst ganz kurz vor dem Jägersmann drehte er ab, genau erkennend, wer hier lernen musste, wo der Bartl seinen Most holt. Zorn bebend zog der Grüne ab, während ein Orkan an Geschnatter die Luft erfüllte.

Wenn die Gänse noch klein waren, musste ich Brennnesseln holen. Das fand ich extrem lästig und zeitraubend und rein zufällig hatten andere Leute auch junge Gänse. Entsprechend schwierig war das mit den Brennnesseln.

Um dieselbe Zeit, 1947, kam Onkel Toni (Dr. Anton Roth)⁵ als Arzt nach Vierkirchen. Er wohnte zunächst im Pfarrhof und Mutti war hier oft Putzfrau, zusammen mit dessen Haushälterin Lina Haindl. Seine Frau, Tante Lotte, hatte ein Antiquariatsgeschäft in München und konnte nur am Sonntag kommen. Erst 1952 konnte er das Haus von Lehrer Dapfer in Esterhofen erwerben. Dapfer zog nach Dachau.

Tante Lotte (†) war ungemein sprachgewandt. Sie konnte unter anderem fließend Chinesisch. In den ersten Jahren hatte sie ab und zu einen chinesischen Doktoranden, der bei ihr Deutsch lernen sollte und sie Chinesisch. Deutsch gilt als modernes Latein und wimmelt von Ausnahmen. Man sollte es können, lernt es aber nur, wenn man muss. Ab und zu klang es genervt: „Der, die, das, nehmen Sie, was Sie wollen!“

Der Tod von Pfarrer Andreas Brädí 1951 war wie eine Zäsur, das Ende einer Ära. Kaplan war in der letzten Zeit Thomas Schmid, der aus Weichs stammte. Amtlich hieß er „Cooperator“. Aber das war für Vierkirchner Zungen unaussprechlich, daher sagte man „Kobrada“.

Mein Freund und Klassenkamerad Heinz Nefzger war Ministrant und ich wollte das auch sein. Nur, es gab nicht annähernd so viele „Planstellen“ wie heute. Erst als der neue Pfarrer Wilhelm Pflügler amtierte, getraute ich mich, das heißt ich getraute mich nicht, lernte die lateinischen Gebete daheim aus dem „Schott“ und beäugte ganz genau, was die Ministranten wann wie machten. Dann ging ich zu Heinz und führte bei ihm sozusagen ein „Beichtgespräch“. Der wiederum redete mit dem Pfarrer und kurz darauf ging alles sehr schnell. Ich wurde von der Kirchenbank weg Ministrant, weil einer zum

wiederholten Mal nicht kam und daher gewissermaßen „suspendiert“ wurde. Es klappte alles auf Anhieb und die Vierkirchner Ratschkatln hatten einiges zu schwafeln, weil das ja überhaupt nicht vorauszusehen war. Lehrer Dapfer traute seinen Augen nicht.

Nun war ja die Schule neben der Kirche und viele Kinder gingen erst in die Kirche (Amt mit Libera) und dann in die Schule. Es war also quasi gehupft wie gesprungen, ob man da auch noch ministrierte.

Weil wir nur zu sechst waren, gab es an Sonn- und Feiertagen viel zu tun. Zum Hochamt musste die ganze Korona antreten. In der Frühe zur Frühmesse hatten zwei Dienst und bei der Andacht am Nachmittag auch zwei.

Sehr beliebt waren die Bittgänge, weil man dann einige Schulstunden schwänzen konnte und das war ganz legal. An vielen Samstagen war Hochzeit. Wenn wir dann früher von der Schule gingen, wurden wir von den Mitschülern glühend beneidet. Als der Großvater von Heinz am Sterben war, durfte ich den Pfarrer beim Versehgang begleiten. Der Pfarrer hatte Chorrock und Stola an und ich hatte eine rote Laterne und ein Glöckchen dabei. Das „Confiteor“ vor der Kommunion musste dann sorgfältiger sein als sonst, weil ja auch der Heinz da war und sein Papi, der auch mal Ministrant war. Sehr viel später entrüstete sich ein hochwürdiger Mitbruder über mein Vierkirchner Latein: „Das heißt: Et / cum / spiri-tu / tu-o!“ Rein zufällig wusste ich das auch. Aber ich flötete halt, wie ich es vorwiegend bei Pfarrer Lanzinger gewohnt war. Das klang in etwa so: „Edkumschpiridudu“.

Mein Schicksal war es, dass ich stets in der ersten Reihe landete. Das war sogar später im Noviziat so. Ein ziemlich lästiger Zustand, weil einem der Lehrer hier ständig im Blickfeld hat. Wenn etwa irgendein Gedicht zu lernen war, kamen immer die ganz vorne zuerst dran. Zum Glück war das für mich kein Drama. Pfarrer Lanzinger war hier toleranter als die Lehrer. Wenn ich was aus der „Buchberger Bibel“ nicht gelernt hatte, konnte ich es eben, nachdem es ein paarmal heruntergeleiert worden war.

Ich kannte nämlich den Inhalt meistens schon, denn ich hatte von Pfarrer Brädl eine riesige Bibel geerbt, die ich allein kaum tragen konnte. Daher legte ich sie auf den Küchenboden und las Stunden bäuchlings darin.

Und noch etwas erbte ich vom alten Pfarrer, was Kooperator Schmid sehr schwer fiel, weil ich für den Kunstverständ zu jung war: Nämlich einen geschnitzten kleinen gotischen Altar mit „allen

Schikanen“. Der wurde in mein Schlafzimmer gestellt und stelle etwa im Mai den Maialtar vor. Lehrer Dapfer, bei dem ich meisten war, fand Gefallen an Sport und am Marschieren. Das Letztere war ziemlich unbeliebt. Ich ahnte nicht, dass Jahre später Br. Karl in St. Gabriel (Lehrlingsheim) sehr viel Gefallen an Frühsport fand, gleich nach dem Aufstehen. Er war vorher Unteroffizier. Und auch unser „Cellator“⁶ oder 3. Obmann war im Krieg Unteroffizier gewesen. Er ging und saß stets übergerade.

Dapfer brachte uns im Trockenen auf der Schulwiese das Schwimmen bei. Dann ging es praktisch zur „Nassprobe“ an die Glonn. Fast alle konnten auf Anhieb schwimmen, nach kurzer Zeit besser als der Lehrer.

Von da an war Asbach und die Glonn nicht nur für mich eine Art Wallfahrtsort, wo viel Unfug getrieben wurde. Der Sohn des Sägemüllers half uns mit den Wasserpistolen, indem er diese in den Kühlschrank seiner Mama stellte. Später versteckten wir diese hinter dem Wasserfall. Wenn nun eines der vielen Liebespaare „Schnabelwetzen“ tat, bekam „Sie“ einen kräftigen Schuss kalten Wassers ins Kreuz. Entrüstetes Aufjaulen, er wahnsinnig erstaunt – aber dann. Der edle Ritter musste seine Dame ja rächen. Und uns ins Wasser schmeißen. Wir konnten indessen schwimmen, die meisten „Ritter“ aber nicht und daher plumpste er meistens mit ins Wasser, nämlich vor dem Wehr – und fürchtete sich erheblich. Allein schon ein Blick vom krampfhaft festgehaltenen Wehr nach unten war ein Horror. Zwei mussten oben ziehen und zwei unten drücken, um ihn wieder an Land zu beringen, während seine „Angebete“ halbe Todesängste ausstand und in Tränen schwamm.

Ein großes Schulereignis war der Besuch des Schulrates. Wenn man dem Lehrer glauben sollte, dann war das eine Art Schul-Nikolaus und für ihn der Schulpast. Vor allem war der entsetzlich neugierig. Einer, es war in den ersten Jahren nach dem Krieg, wollte wissen: „Wie heißt der amerikanische Präsident?“ Zunächst Funkstille. Wir wussten ja nicht einmal den Namen des Vierkirchner Bürgermeisters. Lehrer Neukirch half hinter dem Rücken des Schulrates etwas nach und imitierte mit Hand und Faust einen Amboss. Bei Schwesterlein flammte eine Kerzenfabrik auf und sie trompetete siegessicher: „Der Schmied vom Kochel!“ (gemeint war Eisenhower).

Von einem schwäbischen Schulrat erfuhr ich folgende Episode: Er fuhr einige Jahre nach dem

Krieg, als es noch wenig Autos gab, mit seinem vornehmen Dienstwagen zu einem „Kuhdorf“, um einen Kollegen zu visitieren. Mitten auf der Dorfstraße streikte der Motor. Die Frauen äugten neugierig hinter den Fenstervorhängen hervor, wer da am Werktag mit dem Auto und mit dem Sonntagsanzug ankäme. Die Motorhaube war auf, es quoll Dampf hervor. Der Herr Schulrat war ratlos. Da sauste barfuss ein etwas 12-jähriger Bub herbei und krähte von weitem: „Des kommt von da Zindkerzn!“ Und schon schraubte er eine Zündkerze heraus, beäugte sie fachmännisch und putzte sie am Hosenboden ab, schraubte sie wieder rein und machte es bei der zweiten Kerze ebenso. Die Motorhaube wurde zugeknallt und er setzte sich schwungvoll ans Steuerrad, betätigte den Anlasser und schon schnurte der Motor. Der Herr Schulrat war ziemlich beeindruckt. Nun wollte er aber wissen: „Du, sag einmal. Jetzt haben wir schon zehn Uhr vormittags, habt ihr denn heute keine Schule?“ – „Joo, ham wa scho. Aber heid kimmt da Schuirad. Und wei i da Bledste bin, sagt da Lehrer, soi i dahoam bleim!“

Lehrer Dapfer meinte, besonders vorsichtig zu sein, von wegen Mönch Schwarz und Schwarzpulver, meinend, wir würden das ohnehin nicht hinkriegen. Pustekuchen. Leider gab mir die Kramerin nicht so viele Zündhölzer, weil sie meinte, ich würde rauchen. Ich musste mich mit denen von Mutti bescheiden. Nach ein paar Versuchen, die ich im Herd anstellte, fand ich heraus: Es funktioniert. Wenn es die Herdplatte hob, dann war meiner Meinung nach das Gemisch richtig. Richtig krachte es im Freien. Einmal konnte ich das vorführen, mit großem familiärem Publikum. Großvater von Isen schlief fest auf einem großen Sessel seinen Mittagsschlaf und das mitten im Hof. Großmutter rüttelte vergebens. Ich bot ihr meine Hilfe an, während langsam die ganze Familie im Hof eintrudelte. Unter dem Sitz des Großvaters positierte ich meine Büchse, legte oben einen kleinen Ziegelstein drauf, damit die Stichflamme Großvater nicht verletzen sollte und zündete die Zündschnur an. Die Spannung war förmlich greifbar. Wuumm! Und Großvater war mit einem Ruck hell wach. Allseits erhebliche Heiterkeit. Großvater mutmaßte „ständig diese blöden Überschalljäger“. Die Lachtränen der Großmutter kullerten. Aber diese „Lustbarkeiten“ gingen über die Schmerzgrenze. Die „Wahrheit“ erfuhr er erst am Abend von Papi. Und beide waren dann stolz auf mich. Mutti war sehr skeptisch.

Ein absoluter Knüller war der „Ehrensalut“ für Tante Christine, während sie auf dem „Thron“ saß, in dem berühmten Häuschen mit Herz, das im Hof stand. Tante war die Älteste der Geschwister Reisenegger und etwas überbesorgt, sie war sozusagen der Chef des Hauses Reisenegger. Josef und ich gedachten, dass hier etwas geschehen müsse und ich kam auf den Einfall mit dem Fronleichnams-Böller. Onkel Benno, also der Papi von Josef, war ja bei den Schützen, wenn an Fronleichnam geböllert wurde. Und diese mussten ab und zu geputzt werden. Ich flüsterte mit Josef und der stibitzte einen Böller, während sein Papi und noch ein Böllerer die Mini-Kanonen warteten, meinend, die merken das nicht.

Wir mussten nur noch warten, bis die Tante wieder auf den Thron musste. Das kam sehr bald. Vorher wurde das bewusste Häuschen mit Herz hinten entsprechend präpariert mit Ziegelsteinen und so, dass der Tante nichts passierte, es sollte ja nur gehörig donnern.

Ich präparierte also den Böller hinten vor dem Häuschen und zündete die Zündkerze an, um dann wie ein geölter Blitz zu Josef in die Scheune zu sausen. Eine Minute später war hinter der Tante das Jüngste Gericht. Der enorme Knall war im ganzen Dorf zu hören und das halbe Dorf kam zu uns, um zu sehen, ob das Haus noch steht. Es stand noch, nur die Tante kam nach mehreren Schrecksekunden halb angezogen und schreiend an den Zaun und schimpfte fürchterlich auf „die Saububen“. Onkel Benno war sehr bald klar, wo der fehlende Böller hingekommen war. Als ihm nach dem Riesen-Krach gewahr wurde, dass seine etwas dominante Schwester „angeschossen“ wurde, musste er so lachen, dass ihm die Tränen kamen. An den Stammtischen wurde das Ereignis mit dröhnen-dem Gelächter kommentiert und wenn die Tante zum Kramer kam, war das Mitleid auffällig gering, so manche „Schwester“ konnte ihre Belustigung nur mit sehr großem Aufwand in Zaum halten. An Sanktionen in unsere Richtung war auf Grund der Lage gar nicht zu denken, eben weil die allgemeine „Lustbarkeit“ einschließlich der von Onkel Benno zu groß war.

„Konrad, sprach die Frau Mama, ich geh fort und Du bleibst da!“

– jein, es war umgekehrt. Auf einmal hieß es, gesprochen von Bruder Bruno: „Konrädle, steh nicht wie ein Ölgötze herum!“

Mutti war eine begnadete Gärtnerin. Das wollte ich auch werden, vermutend, Gärtner sei nicht

besonders schwierig. Auf gar keinen Fall Schneider. Die Initiative übernahm Mutti. Es sollte eine „gescheite“ Gärtnerei sein, wo es einigermaßen vernünftig zuging und man christlich wäre. Ein Geheimtipp war der „Kräutergarten“ bei Dachau. Leider hatten die schon alle Stellen besetzt. Man fand eine Gärtnerei in München und weil Mutti mit der Gärtnersfrau begeistert fachsimpeln konnte, wurde man bald handelseinig und man freundete sich fast an. Beide Eltern handelten aus, ich solle nach der Prüfung die Tochter des Chefs heiraten. Wir hatten beide nicht die geringste Ahnung, wie das mit dem Heiraten sei und sagten halt mal „ja-ja“. Es war nur noch eine größere Kleinigkeit zu beseitigen. Ich hatte einen beidseitigen Leistenbruch und das sollte in Indersdorf operiert werden. Nur, der Mensch denkt und der Doktor lenkt. Es gab Probleme, der Doktor operierte erst mal einen Bruch und ich bekam Lungenentzündung. Mit der zweiten Operation musste gewartet werden, bis ich wieder „auf dem Damm“ sei. Das kostete Zeit. Zweite Operation und wieder Probleme. Die Zeit lief davon. Zum beidseitigen Bedauern musste der schon unterschriebene Lehrvertrag gestrichen werden.

Erst jetzt kam St. Ottilien zu Zug. Aber nur wegen der Lehrstelle. Weil Kloster, „musste“ Pfarrer Lanzinger uns zur Vorstellung nach St. Ottilien fahren. Es ging alles gut und im April 1956 kam ich mit Sack und Pack im Lehrlingsheim St. Gabriel an, gefahren von Onkel Xaver, dem ältesten Bruder von Mutti und der war auch mein Firmate.

Der Lehrvertrag musste noch ein halbes Jahr warten, weil die amtlich zugelassenen drei Lehrstellen besetzt waren, es musste erste ein Lehrling die Prüfung machen, damit eine Stelle frei würde.

Die Klosterlehrstelle war entschieden menschlicher, als das bei „Weltleuten“ üblich war. Es gab keine Watsch'n und normal brüllte niemand herum.

Aber doch, einige Besonderheiten gab es auch, eben Kloster-bedingt und das in benediktinischer Ausprägung. Das erwähnte Lehrlingsheim war als Vorstufe zum Klostereintritt gedacht. Das war auch beim klösterlichen Gymnasium so. Gemäß dem Hl. Benedikt durfte dem Gottesdienst nichts vorgezogen werden. Wenn also ein Pater beerdigte wurde, waren die „Zöglinge“ selbstverständlich im Gottesdienst. Und an den Herz-Jesu-Freitagen waren wir im Amt in der Klosterkirche oder wenn an einem Werktag ein großes Jubiläum gefeiert wurde, etwa Priester-

jubiläum oder wenn sonst ein feierlicher Gottesdienst gefeiert wurde. Das taten wir gerne, weil dadurch die Arbeit kürzer wurde. Im Fall des Herz-Jesu-Freitags konnte ich bald die lateinischen Epistel aus dem Epheserbrief so geläufig, dass ich dem Subdiakon weiterhelfen hätte können, wenn er stecken geblieben wäre.

Wir brauchten nicht in die Gewerbeschule nach Landsberg, sondern das Kloster hatte eine staatlich anerkannte Gewerbeschule. Der Leiter war ein Pater mit dem entsprechenden Diplom und den Fachunterricht bekamen wir meistens in der Werkstatt vom Meister, einem Bruder mit Meisterdiplom. In der Gärtnerei war zwar Bruder Bruno Meister, aber den Fachunterricht gab Br. Pius. Er war Gartenbauingenieur. Es gab die Gemüsegärtner und die Blumengärtler, vulgo „Gewächshäusler“. Ich war bei den Blumen. Br. Pius sorgte dafür, dass mehrfach im Gelände die botanischen Namen an speziellen Tafeln standen, damit wir diese lateinischen Namen leichter lernen konnten. Br. Bruno wollte keine Fachidioten und auch von der Innung her sollten wir auch vom anderen Fach etwas kennen und lernen. Daher wurden die „Gewächshäusler“ auch im Gemüsegarten eingesetzt und umgekehrt die „Gemüsler“ beim Steckling schneiden. Einmal fragte Br. Pius die versammelte Lehrlings-Bagage nach den Kohlarten. Es gibt mehr als nur Weißkraut und Wirsing. Alle wussten was, nur Kuno fiel absolut nichts ein. Also sagte Br. Pius, er solle weiter nachdenken, während der Unterricht fortgeführt wurde. Auf einmal wedelte Kuno heftig mit dem ausgestreckten Arm und dröhnte: „Sauerkraut!“ Die Heiterkeitsexplosion ging über die Schmerzgrenze von Br. Bruno, der das mit Befremden hörte. Allerhöchster Husten-Anfall. Von da ab, wenn etwas verkehrt war, tönte Br. Pius: „Sauerkraut!“ und alle Klarheiten waren beseitigt.

Nun war es ja so, dass die benediktinische Mentalität sich auch im gewöhnlichen Alltag bemerkbar machte. Wenn also etwa die Wandlungsglocke des Konventamtes ertönte, kniete man sich, wo man gerade war, auf den Boden nieder. Und es wurde beim Stundenschlag der Kirchenglocke privat ein kurzes Gebet verrichtet. Man richtet sich auf und nahm Gebetshaltung an. Bei einer solchen Gelegenheit fiel mir mal die Hacke von der Schulter. Prompt tönte Br. Bruno während die anderen beteten: „Ein Glück, dass es das Stundengebet gibt, dann kann man mal die Hacke fallen lassen!“ Wow. Wenn wir beim Kraut hacken waren, nahmen wir zur

Brotzeit Most mit. Die Kanne wurde mit nassen Tüchern umwickelt und an einen Baum in den Schatten gestellt. Hernach hatten wir entsprechend Durst und Most ist relativ „süffig“. Das hatte Folgen. Wir wurden langsamer und schauten auf die Kirchturmuhren. „Nur keine Müdigkeit vortäuschen, es ist noch lange nicht sechs Uhr!“

Mein Oberstift Günter war es, bei dem ich eigentlich das Blumenfach lernte, denn die Musik spielte sich im Gemüsegarten ab. Br. Bruno kam mehrfach vorbei, um zu sehen, ob wir was tun und vor allem, was. Man hörte ihn schon von weitem. Aber er konnte auch phänomenal schleichen. Auf einmal war er vor uns und tönte: „Wäää!“ Theoretisch hätten wir „Benedicite“ sagen sollen – Antwort: „Deus“. Das war der klösterliche Gruß der Benediktiner, der sogar in Altötting bei den Kapuzinern üblich war.

Um solche Überraschungen in „Kuzunft“ zu vermeiden, streute ich etwas Steingrieß von den Blumentischen auf den Betonboden. Wenn es dann in der Nähe auffällig knackste, war Gefahr in Verzug. Dann wurde erst mal gehustet, wir sollen gefälligst besser kehren ...

Einmal wollte Br. Bruno ein Beet mit Salat der Küche sofort andrehen, weil das Gemüse sonst „aufschießen“ würde. Nur, der Salat musste von jemand geputzt werden und die Köche konnten das so kurzfristig nicht. Daher wurden sämtliche Junggärtner zum Salat putzen in die Unterküche befohlen. Wir sollten nicht babbeln, sondern dabei Rosenkranz beten. Br. Bruno kam mehrfach vorbei und tönte jedes Mal: „Kinner, dass ihr ja das Salätschen schön putzt (und nicht zu viel weg werft)!“ Spätestens beim fünften Mal trompeteten wir zurück: „Jaawoll, Vattii“. Von da ab war Br. Bruno der Vati und wir die Kinder.

Mein Oberstift Günter war im „Zöglingsheim“ St. Gabriel auch Senior. Er teilte die Dienste ein und mich verschonte er von schwereren Dingen. Indessen, ich war ein „Musterzöglings“ und daher waren die Dienste, die jeweils am Freitag beim Abendessen verkündet wurden, für mich nur auf dem Papier vorhanden, weil das in der Praxis die „Strafdienste“ machen mussten. Wenn man etwa in der Lernstunde mit dem Nachbarn tuschelte, war meistens abspülen fällig. Man musste vorher den Senior fragen und der schickte dann die beiden oft in einen Nebenraum. In Wahrheit habe ich nur das berühmte 11. Gebot perfekt beachtet: Du sollst dich nicht erwischen lassen.

Im selben Jahr, als ich kam, im Frühjahr 1956, kam Günter im September als „Postulant“ ins Kloster. Er war 17 Lenze jung. Ich musste auf einmal zu ihm „Sie“ sagen und mit „Benedicite“ grüßen, worauf er „huldvoll“ „Deus“ flötete. Es war so, dass man vom „Zöglingssheim“ mit 17 Jahren ins Kloster wechselte. Wer das nicht wollte, bei dem war der Lehrvertrag zu Ende. Jetzt ist das nicht mehr zulässig.

Zwei Jahre später war ich auch Postulant. Mit viel Gaudi übten wir in der Schuhkammer das „Siezen“. Und als wir von den „Klosterferien“ zurück kamen und ins Kloster wechselten, mussten unsere früheren „Mitzöglings“ zu uns „Sie“ sagen und mit „Benedicite“ grüßen. Wir fühlten uns „entsetzlich gebauchpinselt“. Und aus Günter war inzwischen Br. Suso geworden und er hatte nun „zeitliche Profess“ für drei Jahre.

Siehe, hier ist das Gesetz, unter dem Sie Kriegsdienste leisten wollen, damit Sie wissen, wozu Sie sich beim Eintritt verpflichtet haben.“

So sagte damals der Erzabt bei der Novizitätsaufnahme.

Die Frage ist nun, wieso und warum geht jemand ins Kloster oder wird Pfarrer. Das ist eben die geistliche Berufung von ganz oben und man muss nur geistliche Gründe haben, nebst guter religiöser Grundlage.

Es ist eigentlich sehr einfach. Die es wissen müssen, wissen es. Allerdings, Geistliche Berufe müssen erbettet werden. Das war schon dem Kirchenvater Augustinus klar. Daher meinte er, wenn jemand Priester werden will, muss er darum beten. Aber ganz so gerade geht es meistens nicht zu.

St. Ottilien war ja nur als gute Lehrstelle gedacht, von meiner Mutter und von mir. Von Berufes wegen musste ich viel im eigentlichen Klostergebäude herumgehen wegen der Blumen, und war bald bekannt wie ein bunter Hund. Zusammen mit Br. Suso habe ich etwa an den Hochfesten den Hochaltar geschmückt. Dazu waren „nur“ 40 Glasvasen und einiges mehr notwendig. Auch die anderen zahlreichen Altäre mussten geschmückt und entsprechend betreut werden. Ins Refektorium mussten an den Hochfesten Blumen an die ca. 30 Tische gestellt werden. Dieser Raum ist rund 40 m lang und 20 m breit und 5 m hoch und zu damaliger Zeit waren da rund 200 Mönche. Dazu kam noch der „Gastflügel“, wo durchschnittlich 50 Gäste saßen, meistens Angehörige und viele Wohltäter, die das Kloster und die Missionsarbeit unterstützten.

Ich fand alles sehr interessant und anregend und tat alles (religiöse) gern mit und das mit Begeisterung. Nun sah ich einmal, während ich gerade Blumen in die Kirche trug, alte Patres aus einem Zimmer kommen, nur mit einem langen Hemd bekleidet ins WC gehen. Es war Winter. Ich hatte Mitleid mit ihnen wegen der Kälte und dachte, pru-hu, wenn ich mal 80 Jahre bin, ist mir das zu kalt. Daher nicht Kloster. Aber der Mensch dachte und Gott lachte.

Das Lehrlingsheim und auch das „Seminar“, vulgo Gymnasium, war dazu gedacht, dass hieraus der klösterliche Nachwuchs käme. Das war auch so. Zwei Drittel der Novizen kamen aus den beiden Seminaren, Patres und Brüder. Und es war eine klosterähnliche Erziehung. Der Übergang ins Kloster war dann später fließend.

In St. Gabriel hatten wir auch „Geistliche Lesung“, im Studiensaal. Übrigens nach der Arbeit (bis 18 Uhr) war sofort Lernstunde für die Berufsschule. Deren Leiter war Pater Walto. Fachrechnen hatte P. Hermann, der zweiter Cellerar war, Fachkunde hatten die Meister, Zeichnen hatte P. Konrad, seines Zeichens Architekt. Nun hatte P. Konrad eine sehr hohe Stimme, weswegen er intern (auch im Gymnasium) „Tante Peppe“ hieß. P. Guntram hieß „Gumi“, der Oberstudiendirektor P. Ildefons hieß „Zeus“, er war ja „Obergrieche“ und „Lateinpapst“ von Berufs wegen.

Geistliche Lesung war eine seehrrr ernste Angelegenheit. Man musste also etwas Frommes und Religiöses lesen. Zuun ernst sollte es nach meinem Geschmack nicht werden. Daher las ich ausschließlich die Heiligenlegenden von Wilhelm Hünermann. Der schrieb vorwiegend für Jugendliche, auch mit dem Hintergedanken: Es darf gelacht werden. Wer während der Geistlichen Lesung mit seinem Nachbarn tuschelte, es hatte strengstes Stillschweigen zu herrschen, der bekam einen Strafdienst verpasst.

Nun hatte ich die Gewohnheit, beim Lesen derartig vertieft zu sein, dass ich die Umwelt ausblendete. Es gab mehrfach schon mit Mutti Krach, weil ich scheinbar „doosohrig“ war. Bei irgendeiner lustigen Stelle brannte die Sicherung durch und ich wieherte aus voller Brust und voller Kehle los. Man muss sich hier das so ähnlich vorstellen wie beim „Bräu“ nach der fünften Halbe. Die Folge war ein pädagogischer Tsunami. Der Studiensaal bebte. Der Präfekt sauste mit hängender Zunge und fliegendem Skapulier herbei und brüllte... Man frage mal

Pfarrer Reichl, was passiert wäre, wenn er als Alumnus auf dem Freisinger Domberg während der Geistlichen Lesung über die Geistliche Lesung laut gelacht hätte.

Der Präfekt war jetzt zutiefst davon überzeugt: Wir sind eine ungläubige Saubande. Und da hilft nur noch eines: beten.

Einige Zeit darauf stellte er uns die Skapulierbruderschaft vor, eine fromme Vereinigung zur Verehrung der Gottesmutter. Es beteiligten sich längst nicht alle. Ich schon; es wurde feierlich, vor ausgesetztem Allerheiligsten und mit viel Weihrauch. Und man musste etwas tun. Wir sollten jeden Tag zehn „Gegrüßt seist du Maria“ beten um die „Berufsgnade“. Ich hatte nicht die geringste Ahnung, was das ist, vor allem nicht im theologischen Sinn.

Im Gegenteil, ich verstand auf der ganzen Linie „Bahnhof“ und folgerte messerscharf, das solle heißen, ich solle beten, dass ich ein guter Gärtner werde. „Ist zwar komisch, kann man aber machen“, dachte ich. Und daher betete ich von da ab jeden Tag auf dem Weg von St. Gabriel zur Gärtnerei um die Berufsgnade. Wie man jetzt weiß, „funktionierte“ das nach dem Motto: Der Mensch dachte und Gott lachte.

Je nun, die Zeit enteilt im Flug. Im Frühjahr 1958 trudelte ich in Vierkirchen ein, sagte, ich hätte nun vier Wochen Urlaub. Ju-hu. Mutti war erfreut, aber skeptisch. „Wieso das und warum auf einmal gleich vier Wochen?“ „Jaa, des is a so, weil ich dann fünf Jahre keinen Urlaub mehr habe“. „??? Ha? So ein Blödsinn!“ – „Des is ganz einfach. Wenn man im Kloster ist, kriegt man erst wieder nach der Ewigen Profess Urlaub und des dauert halt fünf Jahre.“ Jetzt war es heraus. „Des kommt überhaupt nicht infrage, überhaupt nicht, des is mei letztes Wort und kein Wort mehr über diesen Blödsinn!“ Dem war nicht so. Es wurde noch viel geredet, Zornesadern schwollen. Aber mit List und Tücke. Ich musste ja noch die Lehrzeit vollenden und dann konnte ich ja ohne weiteres wieder weggehen, weil die Profess erst später käme. Das saß. Was ich vorsichtshalber nicht erwähnte, war, dass man dafür, vor der Professablegung, als „Minderjähriger“ die schriftliche Erlaubnis der Eltern brauchte. Volljährig war man damals mit 21.

Nach vier Wochen ging es frisch, fromm, fröhlich, frei nach St. Ottilien zurück, direkt ins Kloster. Unsere Klamotten hatten wir schon von St. Gabriel mit Gelächter und Geschrei in die Zellen des Schlafsaales gebracht. „Siezen“ konnten wir auch, das heißt, wir mussten nun zu

einander „Sie“ sagen. Wir nahmen es mit Humor, während man im „Seminar“, das heißt die „Seminaristen“, welche im Herbst kamen, es hier nicht so genau nahmen und untereinander beim „Du“ blieben, nur durfte das der Magister (Novizenmeister) und sonstige Leute nicht hören.

Für uns war das im April 1958, am Montag nach dem Weißen Sonntag. Da begann sozusagen der Ernst des Klosterlebens. Immerhin 12 Mann. Vieles kannten wir schon und viele Patres und Brüder kannten uns. Aber es war doch um einiges anders, vor allem „strenger“ als im Lehrlingsheim. Und es gab jede Menge Dienste. Verschlafen konnte man praktisch kaum. Denn wenn die Hausglocke schrillte, rannte sofort ein Übereifriger in der Nähe hin und drehte alle Lichter an. Und dann sang er aus Leibeskraften: „Benedicamus Domino!“ – Antwort: „Deo gratias!“ Das klang normal ziemlich dünne, wenn man von den übereifrigen Über-Novizen absieht.

20 Minuten später sollte man schon zur Laudes in der Kirche sein, also pressierte es. Wir waren in einer Art Kojen, ein Vorhang war die Türe. Wen man wegging, blieb der Vorhang auf.

Ein paar „Kollegen“, das heißt „Mitbrüder“ waren nicht im Lehrlingsheim und kamen daher „von außen“. Die erstarrten vor Ehrfurcht. Daheim waren sie einen Pfarrer gewohnt und hier gab es diese gleich „kompanieweise“. Daher gab es auch jede Menge zu ministrieren und man musste sich eine Anzahl von Namen merken.

Zum Glück hat mir mein Oberstift und Freund Br. Suso seit Jahren jeden Tag alles haarklein erzählt und erklärt, auch die Konferenzen (Unterrichtsstunden) des Magisters. Wir wussten mehr, als den alten Patres lieb sein konnte, beispielsweise, welcher Pater wie viele Weinflaschen im Schrank hat, weil wir nämlich dort putzen mussten. Im Schlafsaal konnte man kaum Wein in der kleinen Zelle unterbringen: Bett, schmaler Schrank, Nachtkästchen, Stuhl; fertig, das war die Zelle. Wein war nur auf Schleichwegen denkbar. Also, wenn man ein Päckchen von daheim bekam, ging man damit zum Magister: Anklopfen, - „Ave“ von innen, reingehen, „Benedicite Hochwürden“ – „Deus“ – „Hochwürden, ich habe ein Päckchen von meinen Eltern bekommen“. – „Aha, sehr schön, mal sehen, was da so alles drin ist“. Anschließend nervtötend alle Knoten aufknoten. Dann: „Also, die Schokolade kommt da oben auf den Schrank, die brauchen wir zum Noviziatsausflug“; „Diese

Süßigkeiten dürfen – immer „dürfen“ ts-ts-ts-dürfen Sie ins Krankenzimmer tragen, die Äpfel auch, aber die zwei, die schon etwas angeschlagen sind, dürfen Sie ausschneiden und selber essen“. Und dafür durfte man auch noch „Vergelt's Gott, Hochwürden“ sagen. Und dann wieder mit „Benedicite“ und Weihwasser abtreten. Meine Angehörigen schickten Päckchen nur an Weihnachten, sonst kamen sie selber. Ich informierte sie entsprechend. Bekam ich Schokolade, wurde diese auf der Stelle schon mal „gefressen“. Was weg ist, ist weg. So einfach war das. Die weitaus meisten „Mitnovizen“ waren da ängstlicher.

Die Patres hatte das „Offizium“ lateinisch, die Brüder deutsch und das vereinfacht und verkürzt. Die Laudes begann um 4.45 Uhr, dann war eine gemeinsame Betrachtung. Dazu wurde ein frommer Text vom Obmann vorgelesen, der teilweise schlecht zu verstehen war und zudem extrem schlaftrig wirkte. Nach einiger Zeit gab es allgemeines „zustimmendes Kopfnicken“. Ganz vorne bei der Jugend konnte es Unfug geben. Der „Cellator“ konnte nicht alles sehen. Es saßen so ca. zehn Mann in einer Bank. Wenn man nun diese Bank gaaanz langsam mit den Füßen hochschob, während die Schläfer „weg waren“, trat ab einem bestimmten Neigungswinkel der Gleichgewichtssinn spontan in Aktion und auf einmal schnellte die ganze Reihe aus der Bank reflexartig mit aufgerekten Armen nach vorne.

Selbstverständlich pädagogischer Hustenfall.

Wenn die Patres bei ihrer viel längeren Laudes fast fertig waren, bimmelte der Sakristan mit der kleinen Glocke, zum Zeichen, dass die Ministranten kommen sollten. Ansonsten war dann für die Brüder die „Brüdermesse“ in der Unterkirche, wo wir ja gerade – und auch während des Tages – das Chorgebet beteten. Es wurde auf einen Ton gesprochen, „Rezitativ Ton“ oder „Tonus rectus“. Der Vorbeter betete die Antiphonen und Psalmverse vor und in dieser Tonlage sollte es weiter gehen. Theoretisch. Man sank in der Praxis weit nach unten. Beim nächsten Psalm musste der Vorbeter wieder nach oben gehen.



Beim Chorgebet, Br. Dominikus vorne ganz links.
Foto: P. Martin Trieb

Während der Brüdermesse wurde auch gesungen, sogar Choralämter, etwa an Apostelfesten. Zur selben Zeit waren an Nebenaltären die Messen von Patres, die zu dieser Zeit privat zelebrieren mussten, weil es noch keine Konzelebration gab. Wer von uns nicht ministrieren konnte, musste es eben lernen. Die „älteren Knaben“ über 20 taten sich da schwer.

Bei den Patres hieß das „Konventamt“, war immer Choral und begann damals um 7.15 Uhr. Viele Patres konnten da nicht mehr teilnehmen, etwa die Lehrer.

Für uns Lehrlinge war es grundsätzlich erfreulich, wenn wir ins Amt gehen konnten, denn das begann ja um „Viertel nach Sieben“ und dauerte mindestens eine Stunde, etwa am Herz-Jesu-Freitag. Hernach war Frühstück und dann erst „durften“ wir an die Arbeit. Dem Gottesdienst durfte eben nichts vorgezogen werden, auch wenn der Chef geplatzt wäre.

Das Frühstück gab es nach der Brüdermesse, da war es ca. 6.30 Uhr oder auch später, je nachdem, wie lange die Messe gedauert hatte. Wenn ein Amt war, dauerte es länger. Bei den Patres war immer Amt, bei uns nur an Festen, etwa an Apostelfesten. Das war dann mit Weihrauch und einer der „Zeitlichen Professen“ „durfte“ respektive musste „Zeremoniar“ machen. Dazu gab es vor der Unterkirche einen Aushang, wer an welchem Monat dran war. Dieser Dienst war mehr oder weniger gefürchtet und es kam durchaus vor, dass ein „Diensthabender“ Zeremoniar einfach „verschwindibus“ war. Dann musste der 3. Obmann, der auch Cellator war und für die jungen Brüder zuständig, einen Ersatz „verhaften“. Das war extrem lästig, weil man normal nicht vorbereitet war. Man wusste beispielsweise nicht, wer macht „Thuriferar“ (Weihrauchträger) und weiß der das wirklich. Bei der Brüdermesse waren ausschließlich Novizen und Postulant Ministranten, viele davon Neulinge, die bei einem Amt mit Weihrauch das kaum kannten und entsetzlich nervös waren. In der Liturgie ist es

so, dass man nicht herumkommandieren soll, sondern der Betreffende soll durch einen Blick erinnert werden, dass er dran ist. Theoretisch. Wenn der aber nicht weiß, was er tun soll, wo und wann? Zeremoniar war immer ein „Zeitlicher Professe“. Klappte was nicht hundertprozentig, war der Zeremoniar schuld. Und die „Kollegen“ bzw. Mitbrüder von den Zeitlichen Professen passten auf wie die berühmten Haftlmacher und freuten sich wie ein Schneekönig, wenn man einen neuen Ministranten hatte, bei dem die Nerven am Ende waren und der im Idealfall „Bahnhof“ verstand.

Jahrzehnte später, in Altötting, sollten mir diese Erfahrungen sehr zu statthen kommen. Zwei Minuten vor Beginn wurde ich „zwangsverpflichtet“, „ein Benediktiner muss das können“. Pontifikalamt und die meisten Konzelebranten waren nervös, weil sie seit langer Zeit keines mehr mitgemacht hatten ...

Aber zurück zu St. Ottilien. Das Refektorium (Speisesaal) ist für ein paar hundert Leute gedacht, eng an eng. 1958 saßen da, wie schon erwähnt, rund 200. Das Frühstück für die Brüder war gemeinsam, das heißt mit Tischlesung. Tischleser mussten die jungen Brüder machen, auf einen Ton sprechend. Wenn ein Fremdwort kam, gab es einige Purzelbäume. Hier machte sich bezahlt, dass uns Hauptlehrer Dapfer in den oberen Klassen mit dem Erlernen von Fremdwörtern traktiert hatte. Wir hatten Blechtassen, in die ca. ein halber Liter passte. Das ist auch heute noch so. Allerdings war das Frühstück an sich mager. An Sonntagen gab es Zopfbrot. Es gab keinen Bohnenkaffee, sondern Muckefuck. Nur ein paar „auserwählte“ Patres bekamen Bohnenkaffe. Dieser Bohnenkaffee war gewissermaßen mit Bohnen durchschossen. Aber es war Bohnenkaffee und damit etwas „Besseres“. Wenn alle fertig waren, kloppte der Obmann mit seinem Messer auf den Tisch. Stilles Tischgebet und dann ging es in die Arrbeit. Die Gärtner hatten zum Umziehen das „Gärtnerzimmer“. Die jungen Postulanten und Novizen hatten nun rund eine Stunde Unterricht (Konferenz).

Für die Arbeit gab es einen eigenen Arbeitshabit, der einen robusteren Stoff hatte. Darüber trug man einen blauen Schurz. Den hatten alle Brüder, nur die Schlosser hatten aus Sicherheitsgründen einen „Blaumann“. Der Arbeitshabit wurde jede Woche gewaschen und war bei den Gärtnern ziemlich dreckig. Diese Habite zu waschen dürfte für die Waschfrauen eine Nervensäge gewesen sein.

Wir, die neuen Postulanten, merkten nun, dass das Leben im Lehrlingsheim doch etwas einfacher war. Wenn die endlich eintrudelten, waren wir meist schon müde. In St. Gabriel, dem Lehrlingsheim, gab es vormittags eine Brotzeit. Das waren Reste vom Tag vorher, aber immerhin. Im Kloster war das entschieden dünner, nur Muckefuck und Brot, ohne Butter. Da bekam man nach kurzer Zeit schon wieder Hunger. Br. Suso wusste Rat. Er musste ja immer nachsehen, ob in der Küche genug Gemüse da war und nach Rücksprache Br. Christoph, einen der „Gemüsler“, der das normal zu machen hatte, informieren. Br. Suso ließ im Kühlraum einiges „mitgehen“, das wir dann mehr oder weniger heimlich im Gewächshaus futterten. Br. Christoph wusste das und drückte beide Augen zu, wir waren ja noch jugendlich und hatten entsprechend Appetit. Allerdings, die Ökonomen hatten tatsächlich einen „echte“ Brotzeit mit Wurst von der Metzgerei und die Metzger ja ohnehin. Das Brot holten sie sich von Br. Roland, dem Bäckermeister. Ein paar verstanden es, sich hier zu beteiligen, nach dem Motto: eine Hand wäscht die andere. Wenn wir im Gewächshaus futterten, war das meistens dann, wenn Br. Bruno behauptete, er müsse in die Verwaltung. Hierzu müsste man „jein“ sagen, denn eigentlich ging er in die Küche zu Br. Alois, der „Hexenkoch“ war, also für die Diät zuständig und gewissermaßen „Kaffee-papst“. Die Ausnahmen hierzu wurden länger und länger.

Um 11.45 Uhr bimmelte die kleine Glocke vom Turm. Arbeitsschluss, schnell Hände waschen, ins Gärtnerzimmer laufen und den „Refektoriumshabit“ anziehen und in die Kirche zur „Sext“. Um 12.15 Uhr war Mittagessen. Während des Essens war Stillschweigen zu wahren, es war Tischlesung und wir mussten mehr Disziplin einhalten als früher. Unfug machten wir aber trotzdem, was den älteren „Mitnovizen“, die von außen kamen, ziemlich auf den Wecker ging. Die waren noch ziemlich obrigkeitsgläubig. Und sie waren ja nur einen Pfarrer gewohnt und hier gab es die in Kompaniestärke. Den Speisezettel könnte man als „bürgerlich“, an Hochfesten als „vornehm“ bezeichnen. Wir waren in einer Tischreihe in der Mitte und am letzten Tisch saß der 3. Obmann als eine Art Gouvernante. Bei den „Pfarrerstiften“ war das ähnlich, denn die hatten ja viele Jahre im Seminar viel freier gelebt und jede Menge Unfug getrieben. Weil Tischlesung war, durfte der „Cellator“, der uns beaufsichtigte nicht laut Korrekturen einfordern. Ein „strenger“ Blick hätte

uns zur Raison bringen sollen. Hätte, hat es aber meistens nicht. Es gab sogar ein eigenes Heft für uns über die vielen Gebräuche im Kloster. Es gab fast jeden Tag Äpfel als Nachtisch, genau einen pro Nase. Und das „Nationalgesöff“ war der Most. Bier gab es nur am Sonntag zum Abendessen. Ansonsten war „Laudamus-Tee“ angesagt.

Also, wir durften nicht einfach in den Apfel beißen, das wäre derartig „unmonastisch“ gewesen. Der Apfel musste in vier Teile geschnitten werden. Wenn es ein großer Apfel war, „durfte“ man noch mal teilen. Um den Cellator zu ärgern, machten wir mal, als es gerade ziemlich große Äpfel gab, 32 Teile und legten sie schadenfroh in Reih und Glied nebeneinander. Es gab einen Rüffel. Wenn es Zwetschgen-Kompott gab (das später „Komplott“ verlästert wurde) waren da noch die Kerne drin. Wir liebten es nun hier ausführlich zu blödeln. Man saß eng, acht Mann und manchmal auch zehn. Einer begann, die anderen machten es nach. In die Mitte wurde ein leerer Teller gestellt und da hinein sollten die Kerne gelegt werden, mit der Gabel. Wir spuckten mit Vergnügen aus einiger Entfernung in den Teller. Der Cellator lief rot an, durfte aber wegen der Tischlesung nicht laut korrigieren. Nach dem Essen war ein entsprechender pädagogischer Hustenfall fällig.

Nach dem Mittagessen ging es in Prozession in die Unterkirche zum „Miserere“, das ca. 10 Minuten dauerte. Dann war „Rekreation“, aber gemeinsam. In der Praxis hieß das spazieren gehen, wobei der Novizenmeister oder sein Stellvertreter, der Cellator bzw. der 3. Obmann als Gouvernante dabei war. Ein paar Jahre später hießen alle Obmänner hintenherum „Sputnik“, weil der erste Obman „Sputnik“ hieß, indem dass er klein und rund war.

Für die Jugend war Rekreation recht theoretisch, denn in Wahrheit gab es jede Menge Dienste, vor allem Abspülen. In vielen Fällen wurde man gerade hier fertig und schon musste man wieder in die Unterkirche sausen zur Vesper. Die Patres hatten die Vesper nachmittags um 15.30 Uhr in der Abteikirche. Nur an Hochfesten oder wenn etwa Aussetzung war, nahmen wir daran teil. Übrigens, bei den Schwaben heißt die Brotzeit Vesper, weil eben um diese Zeit eingenommen. Die Vesper der Brüder war nur gesprochen, das heißt rezitiert und dauerte nur 15 Minuten. Dann ging es wieder ins Gärtnerzimmer, umziehen und dahin, wo Br. Bruno die Bagage hin beorderte, etwa zum Krauthacken in eines der Felder

für die Gärtnerei. Arbeitsschluss war um 17.45 Uhr, wo wieder die kleine Glocke läutete. Dann pressierte es, denn die Gärtnerhände können ziemlich dreckig sein. Bei den Schlossern war das noch schlimmer.

Hl. Benedikt: Im Kloster soll alles Notwendige vorhanden sein, Wasser, Mühle, Garten, verschiedene Werkstätten.

So brauchen die Mönche nicht draußen herumlaufen, was ihren Seelen durchaus nicht zuträglich wäre.

St. Ottilien ist ein Klosterdorf. Vor 50 Jahren gab es noch viele Handwerker, Brüder mit Meisterprüfung, die auch Lehrlinge ausbildeten: Landwirtschaft, Melker, Müller, Bäcker, Metzger, Gärtner, Schneider, Schmied, Schlosser, Installateur, Elektrotechnik, KFZ, jetzt Landmaschinentechnik, Geflügelzüchter (Hühner), Drucker, Setzer, Buchbinder, Verlagskaufmann, Bürokaufmann, Buchhaltung.

Den Wagner gibt es nicht mehr, auch keine Mühle und keinen Schmied. In vielen Werkstätten sind nur noch Angestellte.

Den höchsten Rang nahm der „Baumeister“ ein, also der Leiter der Ökonomie, der war fast allmächtig und konnte Leute abziehen, etwa zur Heuernte. Allerdings, der „echte“ Chef war ein Pater, der studierter Ökonom war, also Diplomlandwirt mit Doktortitel. Mehrere Patres konnten ein „Dr.“ vor ihren Namen stellen.

Inzwischen hat sich vieles gewandelt. Es gibt allenthalben Computer und was die Energie betrifft, ist das Kloster mit Hackschnitzelanlage und Biogasanlage (wo Strom erzeugt wird) autark. Wenn der Ölpreis steigt, amortisieren sich diese Investitionen schneller.

Aber zurück zum täglichen Alltag. Der war durchaus nicht so grau, wie das sonst ist, denn durch die Liturgie, die ihn prägte und das noch tut, bekommt er Struktur und Farbe und geistigen Sinn.

Um 18 Uhr war bei den Brüdern „Matutin“, verkürzt und geistliche Lesung. Dann wieder abspülen, wen es traf, oder Rekreation. Um 20 Uhr „Komplet“, die ca. 10 Minuten dauert. Nach der Komplet begann das große nächtliche Stillschweigen. Fernseher gab es noch nicht. Inzwischen wird dieses Stillschweigen durch Fernseher und Computer durchlöchert.

Inzwischen ist das mit dem Aufstehen etwas lockerer. Jetzt steht man an Sonn- und Feiertagen erst um 6 Uhr auf. Vor 50 Jahren war das nicht machbar. Die Patres mussten ja jeder seine

Messe einzeln feiern. Jetzt gibt es die Konzelebration. Das erleichtert Vieles.

Die Brüder, welche etwa am Sonntag arbeiten mussten, bekamen an Sonntagen Aushilfen, damit einer der ihnen mal am Sonntag frei haben konnte. Die Hühner legen ja auch am Sonntag, die Kühe kann man nicht abstellen und am Sonntag muss gut gekocht werden.

Kuhstallaushilfe ging bei mir nicht, das war zu schwer. Man musste da ausmisten und den Mist auf den Misthaufen fahren, der ca. 5 m hoch war. Ich kam da nicht hinauf und musste auf halber Strecke rückwärts.

Zu Br. Magnus sagte ich, er solle hinauffahren. Der meinte „Do is ja nix drauf“ und lud nun selber gehörig auf, zeigte seine Muskeln und hob auf. Krax, waren beide Griffe des Mistkarrens ab. Rein zufällig, wie das bei Pech immer ist, kam der Chef, Br. Kallistus vorbei und tat mit Reibeisen-Stimme sein Entzücken kund. Am nächsten Tag musste Br. Magnus eine Canossa-fahrt in die Wagnerei antreten, zu Br. Anaklet, der ähnlich „entzückt“ war wie Br. Kallistus und schon auf ihn wartete. Die Sprache seiner Autoritätsorgel war nicht „vox coelestis“ sondern ein bäriges Tokkata, weil er schon wiederholt vom Kuhstall einen kaputten Schubkarren bekommen hatte.

Dafür musste ich um so mehr Gastflügel-Aushilfe machen (Gästespeisezimmer) und Küchenaushilfe. In der Küche hatte man weiße Habite an und die gefielen mir. Wenn ein Hochfest war, wimmelte es von Köchen in weiß. Allein schon die Festtagssuppe zu machen, war eine Art Staatsaffäre. Bei so einer Gelegenheit war ich entschlossen, auf keinen Fall mit dem weißen Habit dreckig zu werden.

Es war ein Hochfest, an dem es eine Festsuppe gab, die viel Aufwand erforderte. Br. Christoph drückte mir ein nasses Bündel mit Zeitung umwickelt in die Hände und näselte: „Sie dürfen ganz was Schönes tun“. - ??? - „Das dürfen Sie wiegen“. - ??? - „Aha. Mit oder ohne Papier?“ - „Dummerle, ohne Papier“. Ich sauste ab in Richtung Küchenwaage in einen Nebenraum, wo das Küchengeschirr gespült wurde, und wo auch der Schrank mit den Gewürzen war. Es war eine alte Metzgerwaage. Das nasse Ding war ein beträchtlicher Haufen Petersilie. Aber das Zeug ging nicht auf die Platte der Waage, also legte ich das Papier darauf, dann ging es. Br. Bona, der eben Küchengeschirr abspülte, meinte zweifelnd: „Was machen Sie da?“ - „Keine Ahnung. Der Chef hat gesagt, ich soll das wiegen“. - „Komisch“. Nun, das Grünzeug wog 250

Gramm. Ich wickelte es wieder in das nasse Papier und legte das dem erstaunten Br. Christoph in die Hand. „Wieg 250 Gramm!“ – „Wie so 250 Gramm?“ – „Das wiegt so viel. Sie haben doch gesagt, ich soll das wiegen.“ Nach einigen Sekunden musste der Chef so lachen, dass ihm die Tränen kamen. Mir erschien das einigermaßen schleierhaft. Dann wieherten die anderen Köche und Br. Christoph dirigierte mich in Richtung Gewürzschränke, wo in ca. zehn Schubladen die Messer und andere Geräte gelagert wurden. Ich solle das doppelläufige Wiegemesser holen. Es lag genau dort, wo es nicht sein sollte. Dann häufte er das grüne Zeug auf das große Schneidebrett ca. ein Meter lang und das musste ich zu den immer noch lachenden Köchen tragen, zum Arbeitstisch. Weit entfernt, die Tragweite dieser Schussigkeit zu erkennen und Bahnhof verstehend, tönte ich fröhlich: „Ha-ha-ha, der hat gesagt, ich soll das wiegen, ha-ha-ha“! Das Gelächter wurde zum Orkan. Der Groschen fiel erst in letzter Sekunde, als mir Br. Christoph vormachte, wie das mit dem Wiegen zu machen sei. „Aaach, des soll wiegen sein!“

Br. Christoph hieß intern auch „Chruschtschow“, weil er seinen Namen so ähnlich nuschelte. Wenn nun der Cellerar kam und dröhnte: „Wo ist der Br. Chruschtschow“! krähte ich, noch bevor sonst jemand etwas sagen konnte: „Der ist im Kreml!“, das bedeutete Küchenrefektorium.

Dominus vobiscum

oder „Der kleine Blonde, wie heißt er denn gleich wieder?“

Nach einem Jahr Postulat war das Noviziat dran. Laut Kirchenrecht muss man hier mindestens 18 Jahre alt sein. Als Postulanten waren wir (von St. Gabriel) erst 17. Volljährig war man damals erst mit 21, folglich mussten die Eltern der zeitlichen Profess schriftlich zustimmen.

Die Abiturienten aus dem Seminar kamen sofort ins Noviziat. Sie waren schon älter und seit vielen Jahren in St. Ottilien.

Mit der Aufnahme ins Noviziat bekam man einen neuen Namen, den Ordensnamen. Das ist eine sehr alte Tradition, aber der Hl. Benedikt hatte sie noch nicht. Man konnte Namenvorschläge machen. Aber in der Praxis bestimmte der Novizenmeister, wer wie heißen würde. Weil das viele Novizen waren, musste man sich auf einen Schlag, wie bei uns, gleich 12 neue Namen merken und wir mussten uns schnells-

tens merken, wie der „Kollege“ bzw. Mitnovize heißt. Man brauchte schon einige Zeit, um sich daran zu gewöhnen. Nun hatten wir zusätzlich zu den Konferenzen am Morgen noch eine am späten Vormittag. Die betreffenden Werkstättenmeister grummelten. Die kannten zwar „bete und arbeite“, aber in Wahrheit hieß es da: „Schaffe, schaffe, Häusle baue!“ Vor allem mussten wir nun ein paar Kapitel aus der Benediktusregel auswendig lernen: Prolog, 5. Kapitel (Gehorsam) und 7. Kapitel (Demut). Wenn nun irgendwas war, wo sonst „Urban“ (abspülen) fällig gewesen wäre, „durfte“ man einen Abschnitt aus der Regel auswendig lernen. Einigen, die von außen kamen und schon Jahre in der Arbeit standen, fiel das ziemlich schwer. Wieder andere Novizen lernten fast die ganze Regel auswendig. Mit Ausnahme von mir. Bei mir war nur „Urban“ angesagt. Br. Urban war sozusagen Oberabspüler. Wenn nun ein Novize eine Buße verpasste bekam, sagte der Magister in der süßesten Tonart, deren er fähig war: „Sie dürfen sich heute freiwillig bei Br. Urban melden“. Erstens „freiwillig“ und dann auch „dürfen“. Das wäre so ähnlich, wie wenn der Papi zu seinem Filius flöten würde: „Seppi, du darfst dich heute nach dem Mittagessen freiwillig bei der Mutti melden.“

Wegen meiner Tätigkeit in der Gärtnerei bzw. bei den Blumen war ich im Kloster, eigentlich schon berufsbedingt, so bekannt wie ein bunter Hund. Br. Suso und ich mussten etwa an Hochfesten für die Altäre Blumen arrangieren. Ins Refektorium mussten Blumen gebracht und auch gegossen werden, wie auch in der Kirche oder neu dekorieren, wenn eine Hochzeit am Marienaltar war und so weiter, oder wenn eine Novizitätsaufnahme war, musste hier geschmückt werden: es gab jede Menge Jubiläen bei den alten Patres und Brüdern.

Selbstverständlich kann man sich schon mal „verkuhwedeln“. Wenn man im Chor ein Buch fallen ließ, das mit Gedröhnen auf den Boden fiel, musste man kurz hinknien. Einmal hatte ich beim Ministrieren in der Frühe aus Versehen statt Wasser den Wein zum Lavabo genommen. P. Guntram, vulgo Gummi, sagte nur: „Mein Lieber, heute ist das Lavabo aber feierlich.“ Ich wollte Wasser bringen, aber er winkte ab, schleckte die Finger ab und weiter ging's. Indessen, während der Abend-Rekreation bei den Patres erzählte er das mit dröhrendem Gelächter. Alle lachten, nur. P. Roschus, als Zeremoniar, hatte Bedenken, was die Novizen heutzutage so alles trieben, früher usw. Auch der Novizen-

meister war zugegen. Der lachte auch, sah aber Handlungsbedarf. Scheinbar zufällig traf er mich am anderen Tag und flötete: „Sie dürfen sich heute freiwillig bei Br. Urban melden“, und schwupp, weg war er. Mein Oberstift Suso erzählte mir alles Mögliche, aber das mit Urban nicht. Daher war mir das, weil zum ersten Mal, etwas schleierhaft. Ich ging zu Br. Urban in die Abspülkammer und wollte wissen: „Br. Urban! Stellen Sie sich vor, - der Magister hat gesagt, ich soll mich ›freiwillig‹ bei Ihnen melden! Muss man da was tun? Und ›dürfen‹ hat er auch noch gesagt!“ Die nun ausbrechende Heiterkeit von Br. Urban war mir unverständlich, und noch ungewöhnlicher, es kullerten ihm Tränen in den Bart. Das hatte ich noch nie gesehen und schaute fasziniert da hin, rätselnd, was das zu bedeuten habe. Br. Urban merkte das und musste erst recht lachen. Schließlich brachte er mühsam hervor, ich solle nach dem Mittagessen hier mal bei ihm vorbeikommen. Jetzt waren alle Klarheiten beseitigt.

Während der Zeit des Postulats und Noviziats sollen nur wenige Besuche von Angehörigen kommen. Nun war bei meinem Weggang nach St. Ottilien meine Schwester Regina erst ein Jahr alt. Ich kam jeweils nur kurz in den damals knappen Ferien. Daher kannte sie mich kaum und meinte, ich sei der Onkel. Wegen des schwarzen Gewandes konnte sie sich nur schwer vorstellen, dass ich ihr Bruder bin. Umso lieber kam sie am 19. September 1960, dem Tag der zeitlichen Profess, die drei Jahre dauert. Die Feier war immer an einem Montag und immer zur Zeit des normalen Konventamtes um 7.15 Uhr. Es war eine Pontifikalmesse, Erzabt Suso Brechter kam mit Mitra und Stab herein und „las“ eine stille Messe, aber es wurde dennoch ein Choralamt gesungen. Nur die Profess als solche war laut. Waren nur Brüder zur Profess dran, war das auf deutsch, war aber ein „Chornovize“ dabei, war die Profess lateinisch. Bei Chornovizen war immer alles lateinisch, sie waren sozusagen die „Pfarrer-Lehrbuben“. Urlaub bekam man erst nach der Ewigen Profess, also fünf Jahre nach dem Klostereintritt.

Zu dieser Zeit war ich nicht mehr in der Gärtnerei, ich wurde kurz nach der Gesellenprüfung in München in den Verlag⁷ versetzt, das war schon lange vorher ausgemacht, man wartete nur noch die Gesellenprüfung ab, die sehr gut ausfiel. Aber P. Bernhardin, vulgo Fußi, brauchte einen Helfer. Ich musste zahllose Kuverte mit Absender und „Büchersendung“ stempeln, Bücher

einpacken und postfertig machen und Mädchen für alles machen. Unser Chef war P. Siegfried, der die Druckerei leitete. Ein paar Jahre später machte er mich zur „Chef-Sekretöse“ in der Druckerei.

Suscipe me Domine⁸ conversorum morum meorum⁹

Inzwischen sind wir im Jahr 1963 angekommen, dem Jahr der Entscheidung. Für Sonntag, den 22. September war die „Feierliche Profess“ angesetzt.

Vorher waren fünf Tage Exerzitien, die von P. Rochus, vulgo Roschus, gepredigt wurden. Im Prinzip sind Exerzitien eine eher ernste Angelegenheit, was aber nicht bedeuten soll, man müsste vorher einen Schluck Essig zu sich nehmen, um fromm genug zu sein. P. Roschus sagte viele unfreiwillige Witze und seine Religionsstunden im Seminar waren berühmt. Seine früheren Schüler konnten unter Umständen eine Religionsstunde von Roschus während der Abend-Rekreation nachahmen, was die Lachmuskel ziemlich strapazierte. Das Problem dabei war, dass die Zeit im Flug verging, und unverstehens gab es das Zeichen zur Komplet, man musste abrupt stoppen. Aber die Gedankenwelt stoppte nicht so schnell. Spätestens während des Confiteors kam das wieder hoch und wenn man nicht lachen darf, muss man erst recht lachen. P. Roschus stammte aus der Gegend von Mainz und sprach entsprechend. Berühmt waren seine „arschlosen“ Kinder (arglos). Das hatte nun zur Folge, dass wir während seiner Vorträge (zwei vormittags und zwei nachmittags) mehrmals laut lachen mussten, zum Entrüsten der Mitbrüder. Wir waren immerhin neun Professanwärter, die meisten in jugendlichem Alter. Einmal wollte er wissen: „Wissen Sie, wer ist das frömmste Tier?“ Es wurde lange geraten und gelacht, schließlich sagte er: „Ich sage Ihnen: Es ist das Kaninchen. Gell, da staunen Sie?“ – Wir staunten ziemlich. „Also, das ist sehr einfach. Vorne mümmelt das Kaninchen Psalmen, so (er machte es vor) und hinten kommen Rosenkränze heraus. Frömmere geht es nicht.“ – Das nun wilde Gelächter war für viele Mitbrüder zu viel und einige stürmten dem Erzabt die Bude und verlangten sofortiges Eingreifen und Suspendierung der Profess, weil wir anstatt Exerzitien ständig Rekreation machten und überhaupt keinen monastischen Ernst hätten. Als der Erzabt erfuhr, dass P. Roschus der Exerzitienmeister ist, waren für ihn alle Klarheiten beseitigt und er konnte die wallenden Gemüter beruhigen.

Die Profess fand im Rahmen eines feierlichen Pontifikalamtes statt mit allem Drum und Dran, wie das damals bei Bischöfen und Äbten üblich war. Wir sangen dreimal: Suscipe me Domine, secundum eloquium tuum et vivam, et ne confundas me ab expectatione mea. Das ist ein Zitat aus Psalm 118 und heißt: Nimm mich auf o Herr und ich werde leben und ich werde in meiner Erwartung nicht enttäuscht werden.

Benediktiner sind der älteste Orden. Erst ein paar Jahrhunderte später kamen die anderen (Franziskaner, Dominikaner) und die mussten sich teilweise an den Benediktinern orientieren. Auch bei denen ist das „Suscipe“ üblich.



Br. Dominikus mit Eltern und Geschwistern am Tag der Zeitlichen Profess – 19.9.1960 Foto: W. Meister

Es kamen etliche Verwandte, aber Papi war ein Jahr vorher gestorben und seine Eltern (Wolfgang und Ottlie Meister) lebten nicht mehr. Ein Novum war, dass von dieser großen Profess erstmals ein offizielles Foto gemacht wurde, allein deswegen, weil zwei Mitbrüder schon Priester waren, sie kamen als „Priesternovizen“. Hinzuzufügen wäre, dass der 19. September ein Freitag war und aus Termingründen die Feierliche Profess nicht am Sonntag vorher stattfinden konnte. Aber laut Kirchenrecht durfte jemand nur Feierliche Profess ablegen, wenn er zeitlicher Professe war, da ging es ganz genau. Wir waren also im Lauf des 19. September unverstehens nicht mehr, wenigstens laut Paragraphen, Ordensleute gewesen. Daher mussten die meisten genau um drei Tage verlängern und zwar in

der Abtskapelle, damit die Klauseln alle ef-ef waren. Ein paar Mitbrüder kamen hinzu, die wegen des Militärdienstes ein paar Jahre das Triennium verlängert hatten und nun das vorgeschriebene Alter erreicht hatten. Man musste mindesten 24 sein, wegen des Militärs. Bei den Klerikern war das anders, die waren laut Konkordat vom Militärdienst an sich befreit. Und bei mir? Ich fiel bei der Musterung durch und konnte daher mit 22 Lenzen Feierliche Profess machen.

Im Jahr darauf zeigten sich die ersten Änderungen, die mit dem 2. Vatikanischen Konzil einhergingen. 1963 hatten die Brüder „nur“ Ewige Profess abgelegt, während die Kleriker Feierliche Profess hatten. Das zeigte sich auch äußerlich im Ordensgewand. Die Brüder hatten eine Sonderform von Kapuze, die der Gründer entworfen hatte, aber später auf Druck der Erzabtei Beuron bei den Patres geändert werden musste, gemäß Beuron samt Kukulle.

Auf dem Konzil (1962-65) wurde beschlossen, die Zweiteilung zu beenden und die Brüder gleich zu stellen, sie bekamen die selben Rechte, wurde Mönche wie die Patres und legten Feierliche Profess ab.

Der Abt ist ja kein Alleinherrcher. Schon der Hl. Benedikt hatte vor 1500 Jahren demokratische Strukturen eingebaut, die im Lauf der Kirchengeschichte nach und nach erweitert wurden. In St. Ottilien ist es so:

Die erste Ebene ist der Obern-Rat: Erzabt, Prior, Subprior – informell. Institutionell ist das das Seniorat (anderswo heißt das Abtsrat), eine Art klösterlicher Gemeinderat, dessen Zuständigkeit wurde nun gestärkt. Er beschließt, wer zum Noviziat zugelassen wird und ist die Vorinstanz zur Profess. Er beschließt, wie viel der Abt ausgeben darf und ab wann die Zustimmung des Seniorats erforderlich ist und wann die des Konventes.

Für die definitive Zustimmung zur Profess sind Zweidrittel des „Kapitels“ erforderlich, das sind die Mönche mit Feierlicher Profess. Und die wählen auch den Abt. Nun wurden Brüder in das Seniorat gewählt – halbe-halbe – und bei Konventssitzungen waren aufgrund der großen Zahl die Brüder so in der Mehrheit, dass – aber das gab es nie, keine Machtspiele aufkamen.

Nun waren im Seniorat Handwerksmeister dabei, was irgendwelchen hochgestochenen Theorien den Wind aus dem Segel nahm. Erzabt Suso musste zähneknirschend viermal ein Lieblings-

projekt begraben, weil es jedes Mal im Seniorat baden ging.

Im Jahr 1964 machten zum ersten Mal Brüder Feierliche Profess. Der kleine Unterschied hieß: „Ich gelobe feierlich auf Lebenszeit“, nur deutsch, vorher bei den „Fratres“ (Klerikern) lateinisch, die Brüder aber: „Ich gelobe auf Lebenszeit“, denn laut neuem Kirchenrecht haben alle Mönche Feierliche Profess. Das „Feierlich“ wurde später gestrichen.

Ora et labora – bete und arbeite, oder: Müßiggang ist ein Feind der Seele (Benedikt).

Mönche sind keine Superchristen oder Diplomchristen. Der Hl. Benedikt schreibt, man solle prüfen, ob die Geister aus Gott sind, ob der Novize wahrhaft Gott sucht, ob er Eifer für den Gottesdienst hat, ob er gehorchen könne. Also keine Problembären. Er, Benedikt, sieht das Kloster als Schule des Herrn, in dem die Mönche Kriegsdienste für Christus leisten. Das ist nicht militärisch zu verstehen, sondern soll die Hingabe an Christus anzeigen. Hundert Jahre vor Benedikt ermunterte Augustinus als Bischof von Hippo seine Christen, sie sollen jeden Tag den Leib des Herrn empfangen. Benedikt machte das noch nicht. In der Woche war etwa nur an Apostelfesten eine Messe. Augustinus sagte von sich: „Mit euch bin ich Christ, für euch bin ich Bischof“. An das muss sich jeder Geistliche halten. Bayern wurde geradezu ein Benediktinerland. Die Abtei war ein Zentrum für geistliche und geistige Dinge, es wurde das Handwerk gefördert, die Schule war wichtig, die Landwirtschaft blühte auf. Die Abteikirche ist das Kraftzentrum, die Eucharistie, die Messe, ist der Motor. „Bete und arbeite“ ist ein allgemein christlicher Grundsatz, keine Erfindung von Benedikt.

Inzwischen ging das ganz normale klösterliche Leben weiter mit bete und arbeite. Im Normalfall soll es „frisch, fromm, fröhlich, frei“ zugehen, ähnlich wie das die Ratzingerschüler von ihrem „Prof“ sagten: „Ubi Ratzinger, ibi hilarietas“ (Wo Ratzinger, da Fröhlichkeit). Ratzinger war (und ist noch) ein Benediktinerfan und war mehrfach in St. Ottilien. P. Frumentius war sein Beichtvater. Das geschah aber so diskret, dass das kaum jemand wusste. Man muss ja nicht zwangsläufig im Beichtstuhl beichten. Der Fahrer vom Kardinal, Thaddäus Kühnl, hat in St. Ottilien studiert, das Abitur gemacht und war dann zunächst Azubi in der Ökonomie bei Br. Gebhard. Später wurde er Banker, weil man da

mehr Kleingeld kriegt. Er kannte sich also perfekt aus und wusste alle Schleichwege.

Mitte der Siebziger Jahre machten sich schon Lücken im Konvent bemerkbar, es gab nicht mehr so viel Nachwuchs. 1975 wollte ein Mitbruder, der vor dem Klostereintritt „Laienhelper“ in Ndanda (Missionsabtei in Tanzania) war, wieder dorthin. Das geschah auch. Aber er musste hier ersetzt werden. Er war Sekretär des Cellerars und Personalreferent. Ein Rattenchwanz von Versetzungen kam in Gang, in dessen Verlauf ich von der Druckerei ins Liebeswerk versetzt wurde. In der Druckerei (EOS) war ich „Chefsekretöse“ und Mädchen für alles. So ähnlich ging es im Liebeswerk weiter. Allerdings war eine erhebliche Umstellung angesagt, ist doch die Arbeit in einer Druckerei mit Verlag mehr geschäftlich orientiert, wo hingegen das Liebeswerk vorwiegend religiös ausgerichtet ist.

Liebeswerk ist die sinngemäße Übersetzung von Caritas und ähnlich gemeint, wie das vor 2000 Jahren der Hl. Paulus gedacht hatte. Die Gemeinde von Jerusalem soll für die Spender beten. Deswegen ist das tägliche Konventamt für die Mitglieder des Liebeswerkes. Das Liebeswerk ist als Freundeskreis und Gebetsgemeinschaft angelegt. Das haben inzwischen alle Missionsorden in Deutschland, mit leichten Änderungen, nachgemacht. St. Ottilien war das einzige (mögliche) Missionskloster im Bismarckreich. Die Deutsche Bischofskonferenz war St. Ottilien sehr gewogen. Das drang auch bis nach Altötting. Etwa die letzten zehn Jahre seines Lebens sandte der Hl. Br. Konrad (+1894) von seiner Pforte Spenden nach St. Ottilien für die Mission in Afrika. Das half in St. Ottilien aus so mancher Verlegenheit. Eine Fahrt mit dem Dampfer (mit Gepäck) kostete rund 2.000 Mark, war also sehr teuer. Als Bauernknecht verdiente man im Jahr ca. 200 Mark. Leider sind keine schriftlichen Zeugnisse von Br. Konrad im Ottilianer Archiv. Vor allem in der Nazizeit ging vieles verloren, denn das Kloster wurde aufgehoben.

Nach der Heiligsprechung von Br. Konrad im Jahr 1934 wurde die Krypta der Ottilianer Abteikirche dem Hl. Br. Konrad geweiht.

Aber nochmals zurück nach Vierkirchen. Was dort ab 1956 geschah, bekam ich nur schwach, gar nicht oder mit Verzögerung mit. Die damals herrschenden Klausurbestimmungen sahen vor allem auf „stabilitas loci“, streng nach Benedikt, der nicht wollte, dass die Mönche außerhalb der Klostermauern herumlaufen. Deswegen sollte ja

auch alles im Kloster selber sein (Wasser, Mühle, Handwerker), damit das nicht notwendig werde. Vor der Feierlichen Profess (fünf Jahre) war ein Besuch daheim grundsätzlich nicht denkbar. Es war schon eine Ausnahme, dass ich überhaupt zur Beerdigung des eigenen Vaters fahren konnte. Mehr war nicht drin. Der Besuch zur Primiz von Bernhard Bossert 1968 war schon eine der Erleichterungen durch das Konzil, auch die Teilnahme zur 1200-Jahr-Feier im Jahre 1979.

Die zahlreichen Besuche bei meiner alten Mutter (+ 2003) wären vor dem Konzil völlig undenkbar gewesen.

Aber spätestens mit der Zeitlichen Profess 1960 wurde St. Ottilien meine zweite Heimat und mein eigentlicher „Lebensmittelpunkt“. Was hier geschah, stand im Vordergrund.

Ein Großereignis war die Abtsweihe von Erzabt Suso Brechter 1957. Ich erlebte das auf dem Treppengeländer zur Orgelempore gegenüber dem Hochaltar. Für das Generationsgedächtnis gab es an diesem Tag ein Küchendesaster mit der Festtagssuppe im Seminargebäude. Es waren Hunderte von Festgästen zu verköstigen. Etwa 10 Minuten nach der Suppe stürmten die Leute die Aborte. Es gab dramatische Szenen. Im Kloster hatte man dieselbe Suppe und es passierte nichts. Ein Küchenfehler.

Die Wahl von Erzabt Viktor Dammertz 1975 war ein besonderes historisches Ereignis. Erstmals konnten jetzt auch die Brüder an einer Abtwahl teilnehmen. Weil die Zahl der Brüder in den Ottilianer Konventen sehr hoch ist, bedeutete das eine Verdoppelung der „Kapitulare“. Wir wunderten uns, wie groß wir sind. Die genaue Zahl weiß ich nicht mehr, aber es waren rund 190 Kapitulare. Das war ziemlich beeindruckend.

Jedoch, 1977 wurde Erzabt Viktor zum Abtpri-mas gewählt. Das war vor 100 Jahren nicht vorstellbar, weil nach damaliger Vorstellung Benediktiner und Mission eigentlich auch unvorstellbar war. Aber Ottilien war nun mal da und eine der größten Abteien weltweit. Eigentlich hätten wir uns freuen sollen. Taten wir aber nicht. Auf seinem Weg nach St. Ottilien wurde der neue Abtpri-mas mit Glocken und Blasmusik empfan-gen. In St. Ottilien „schlich“ er sich vor dem Abendessen ins Refektorium.

In ein paar Wochen war Generalkapitel „Äbte-versammlung“ der Ottilianer Äbte und daher eilte es mit der Abtwahl.

Hier wurde P. Notker Wolf gewählt, der eigentlich nur zufällig gekommen war und die Teilnahme an der Abtswahl mit einem kleinen Urlaub zu verbinden gedachte, er war Professor in San Anselmo. Es kam für ihn ganz anders. Er hatte nicht einmal „gescheite“ Schuhe dabei, weil man die im Urlaub nicht braucht. Br. Damian musste für den neuen Erzabt husch-husch neue Schuhe machen, weil er ja nicht mit Turnschuhen herumlaufen konnte.

Diese Abtswahl reichte für 23 Jahre, dann wurde wieder ein Ottilianer Erzabt zum Abtprimas gewählt.

Es war auch wieder Generalkapitel angesagt und zwar nach dem Äbtekongress in Rom, an dem die Ottilianer Äbte ohnehin teilnehmen und so brauchten sie wegen des Generalkapitels nicht eigens anreisen, denn die Ottilianer Benediktiner Kongregation ist auf vier Erdteilen vertreten. Diesmal wurde P. Jeremias Schröder gewählt. Das war im Jahr 2000. Im selben Jahr, noch mit Erzabt Notker, konnte ich das 40-jährige Professjubiläum feiern. Alle meine Geschwister konnten an der Feier teilnehmen.

Für Mutti war die Teilnahme zu anstrengend. Aber Ende Januar 2001 konnte sie noch in erstaunlicher geistiger Frische den 90-sten Geburtstag im Sportheim Vierkirchen feiern. Zur besonderen Erinnerung schenkte sie uns allen je einen 100-Euro-Schein. Ein paar Wochen später wurde ich 60, Brigitte 50, Wolfgang im Herbst 55 und mein Schwager Beppo auch 60. Wir ahnten noch nicht, dass die Zeit für Mutti am Ende angekommen war. Sie bekam einen Schlaganfall, der das Sprachvermögen erheblich hemmte. Aber eisern-eisern, wie sie war, wurde vieles wieder besser, ihre Kraft aber war gebrochen. Sie hatte noch rund zwei Jahre zu leben, war aber ein „Pflegefall“. Viel Arbeit für Brigitte.

Am 27. März 2003 starb Regina an akutem Herzversagen in ihrer Wohnung in Pfaffenhofen. Zu dieser Zeit war Mutti mit dem 3. Schlaganfall in Indersdorf. Ich nahm an der Beerdigung teil und wir besuchten Mutti im Krankenhaus. Am 11. Juni starb auch Mutti in ihrem Zimmer in Vierkirchen. Sie galt als Vierkirchner Urgestein, auch wegen ihres hohen Alters. Es wurde eine große Beerdigung, an der auch Bürgermeister Heinz Eichinger teilnahm.

Jubilate Deo

oder: Mit 70 beginnt der Herbst des Lebens.

Im Jahr 2010 wurden es 50 Jahre, seit ich Profess abgelegt hatte. Die offizielle Feier, zusam-

men mit mehreren anderen Jubilaren, die 60 Jahre, 50 Jahre und 25 Jahre feierten. 40-Jahrfeier fiel aus, weil es keine Jubilare mehr gab. Die Turbulenzen nach dem Konzil wurden hier deutlich. Das Jahr 2010 galt als regnerisch, aber zum Jubiläum am Samstag, den 3. Juli, herrschte Kaiserwetter. Es war ein fröhliches Fest. Die Goldjubilare bekamen einen Ehrenstab von Erzabt Jeremias. So ein „Altersstab“ war für mich ziemlich gewöhnungsbedürftig. Als Spaß an der Freude gab ich ihn auch Bürgermeister Heinz als „Hirtenstab“ für Vierkirchen. Der wurde im Frühjahr desselben Jahres 60. Es wurde ein Volksfest für Vierkirchen. Umgekehrt wurde das 50-jährige Jubiläum ein kleines Volksfest für St. Ottilien. Eine Woche später feierte man hier das Benediktusfest, Benedikt als Patron Europas. Das ist jedes Jahr eine Art Ottilianer Oktoberfest. Es kommen sehr viele Leute aus der Umgebung. Die Abteikirche reicht da nicht, deswegen ist der Hauptgottesdienst auf dem Kirchplatz. Spätestens nach der 11 Uhr-Messe (da können bis zu 500 Leute da sein) wird die Scheune, die als Musikantenstadl dient, regelrecht überflutet. St. Peter sorgt traditionell am Spätnachmittag für ein ordentliches Gewitter. Wo soll man dann hingehen? Der Musikantenstadl wird ausgeräumt und es schüttet. Richtig, in die Kirche. Rein zufällig beginnt jetzt die Pontifikalvesper mit Aussetzung. Gewusst wie! Es ist durchaus nicht so, dass der liebe Gott keinen Humor hätte.

Der Höhepunkt des Jahres 2010 war der Klostertmarkt Anfang Oktober. Es wimmelte vor Leuten. Erzabt Jeremias spielte seine vielen Beziehungen aus und konnte den Päpstlichen Nuntius, Erzbischof Jean-Claude Perisset (seit 2007, ein Schweizer) dazu gewinnen, den neuen Kuhstall einzweihen. Der tat das mit Begeisterung. Der Eingang hat eine gewisse Ähnlichkeit mit modernen Betonkirchen, weswegen er den Titel „Milchkathedrale“ bekam. Die Zahl der Kühe wird wesentlich erhöht, auf rund 180. Das ist die Grundlage für die Biogasanlage. Zusammen mit der Holzpelletheizung ergänzt sie die Heizungsanlage und vor allem produziert sie Strom, von dem rund ein Drittel nach Fürstenfeldbruck verkauft wird. Weil uns auch das Emminger Moos gehört (rund ein Quadratkilometer), gibt es jede Menge Gras, das die Kühe kurz halten sollen.

Im Februar 2011 wurde ich 70 und weil Brigitte kurz darauf ihren 60-sten Lenz vollendete, wurde das zusammen in Vierkirchen gefeiert. Schwager Beppo wird auch 70 und Wolfgang im

Oktober 65. Mutti wäre heuer Ende Januar 100 geworden. Aber, Tante Lotte, die Frau von Dr. Roth, schaffte es 2011 auf 99 (sie starb im April 2011). Sie war auch zum Fest gekommen, als Ehrengast. Später kamen noch Bürgermeister Heinz Eichinger und Pfarrer Georg Reichl vorbei. Schließlich ist Brigitte Vorsitzende des katholischen Frauenvereins.

Noch vor zehn Jahren war es im Statio-Gang so, dass ich eher zur mittleren Generation zählte. Wenn Erzbischof Jeremias beim Einzug am Hochaltar angekommen war, befand ich mich hinter einer langen Reihe von alten Mitbrüdern sozusagen bei den Jungen nahe der Sakristeitüre. Der Konvent wird älter. 90 ist inzwischen ganz normal. Das hat aber Folgen bei der körperlichen Kondition. Inzwischen bin ich weit nach vorne gerückt und die Schlange ist wesentlich kürzer geworden.

Laut dem Hl. Benedikt soll das wirtschaftliche Handeln des Klosters nicht von Geldgier sondern von Bescheidenheit geleitet werden:

Damit in allem Gott verherrlicht werde.
Man soll nichts höher stellen als Christus,
der uns alle zum Ewigen Leben führen möge.

Sie wurde viel länger und ich erwartete drastische Streichungen durch den Rotstift. Es kam ganz anders.

Es ist ein Manko in diesem Bericht, dass meine Geschwister scheinbar nicht vorhanden sind. Das waren und sind sie sehr wohl. Daher jetzt eine kurze Würdigung.

Mutti wollte viele Kinder, das war sie von daheim gewöhnt und das trat dann auch ein. Das Nesthäkchen kam noch zu einer Zeit, wo man bzw. „Frau“ üblicherweise keine Kinder mehr kriegt.

Zwei Jahre nach der Heirat (1939) meldete ich mich an, früher als es sein sollte, denn Mutti war auf dem Eis ausgerutscht und ein paar Tage darauf setzten die Wehen ein. Onkel Toni (Dr. Roth) organisierte eine Klinik in München, die Dritt-Ordens-Klinik in Nymphenburg, in der Nähe des Schlosses. Je nun, es kamen zwei Buben zum Vorschein, zwei Monate zu früh, damals ein Problem. Der Erste hatte Normalgewicht, der Zweite sah auf Anhieb wie ein „Problembär“ aus, zu klein, viel zu leicht: „Der kommt nicht durch!“ tönte der Doktor. Eine Mutter lässt das nicht gelten. Meine noch weniger. Sie suchte Hilfe beim Hl. Bruder Konrad



St. Ottilien,

aus wikipedia.org/wiki/Sankt_Ottilien

Nachtrag

Die Geschichte von Vierkirchen nach St.Ottilien sollte eigentlich nur einige Seiten lang werden.

von Altötting, machte ein Gelübde. Bruder Konrad hatte ein Einsehen und es geschah genau das Gegenteil, was der Doktor prophezeit hatte. Der Kleine blieb. Wegen des Gelübdes wurde ich

auf Konrad getauft. Papis Wolfgang musste warten. Mein Zwillingsbruder Heinrich starb nach ca. 6 Wochen in der Klinik. Sehr schade.

Der 11. Februar ist der Gedenktag der Erscheinung der Gottesmutter in Lourdes und zusammen mit dem Hl. Bruder Konrad und Altötting war das ein sehr gutes Omen.

Zwei Jahre darauf, am kalten 4. Januar 1943 tat Angela in München ihren ersten Schrei. Zufällig bekam Benno Reisenegger, der Bruder von Mutti, im April, zu Frühlingsbeginn desselben Jahres einen Buben. Der wurde Josef getauft und Angela und Josef betrachteten sich später als Bruder und Schwester, liebten sich unsterblich und waren praktisch unzertrennlich. Angela lernte viel von Mutti als Hausfrau und wurde später selber eine exzellente Hausfrau. Ihr Mann Josef ist rein zufällig im selben Jahr wie ich geboren, nur war er so vernünftig und wartete für seinen Auftritt bis zum Wonnemonat Mai. Angela war die erste von uns, die im Hafen der Ehe ankerte. Ich konnte an der Hochzeit teilnehmen. Vor dem Konzil wäre das für mich völlig ausgeschlossen gewesen. Ich hatte einen schwarzen Anzug an, also nicht den Habit. Meine Schwestern fieberten darauf, dass ich als ältester Bruder den Hochzeitstanz anführen würde. Aber das ging zu weit und schickte sich für mich nicht. Dafür war Mutti phänomenal feierlich abgezogen, geradezu königlich, wie es ihr Name sagt: Regina = Königin.

Drei Jahre nach Angela, 1946, nach der Heimkehr von Papi aus der Kriegsgefangenschaft kam endlich Wolfgang. Große Freude bei Papi. Wolfgang war nun Wolfgang III., denn Großvater in Isen hieß auch so und der war restlos begeistert. Später nahm Papi Wolfgang mit dem Fahrrad mit nach Isen zu seinen Eltern und auch mit der Bahn, als es ging. Selbstverständlich war Wolfgang hier Prinz. Er sollte später der Stammhalter werden, hat zwar nicht fünf Kinder gezeugt, aber immerhin vier.

Er sollte einen „gescheiten Beruf“ erlernen und zwar bei Onkel Hans, dem Bruder von Onkel Toni, nämlich Bäcker, weil auch Onkel Hans gescheite Azubis wollte (der war mit der Schwester von Mutti – Reserl- verheiratet). Rein zufällig war da schon ein sehr bekannter Azubi dort, nämlich Josef Reisenegger vulgo Wонger Sepperl, der im 3. Lehrjahr stand und Onkel Hans brauchte daher dringend einen neuen Lehrling. Josef wurde später Bäckermeister. Wolfgang konnte sofort heimisch werden, denn der

nächste Zufall hieß Angela, die bei Tante Reserl Verkäuferin lernte und nebenher Mädchen für alles war.

Wolfgang blieb nicht bei der Bäckerei, er wollte etwas mehr handwerklich-technisches tun, das er in einer Firma mit bautechnischen Aktivitäten austoben konnte. Nach einigen Jahren wechselte er als Hausmeister und Faktotum in eines der Häuser des Ordinariates München.

Bei Pfarrern wird diese Institution auch „Ordinariat“ verlästert. Das kann durchaus praktisch vorkommen. Ein schwäbischer Pfarrer hieß „Nar“. Aber die „hohe Behörde“ schrieb ständig „Narr“, also mit zwei r.

Beschwerden waren für die Katz. Aber als Hochwürden wieder mal einen Beschwerdebrief losschickte, diesmal mit „An das Hochwst. Bischöfliche Ordinariat“ waren die entsprechenden Bürokraten pikiert, aber es half.

Wiederum drei Jahre später, 1949 kam Christine. Weil ja die Mutter von Mutti so hieß und die sehr besorgte und etwas dominante Schwester, sozusagen der Chef des Hauses Reisenegger, war Christine fällig. Die Tante war sehr entzückt und sah sich verewigt. Mehrere Jahre später „genoss“ Christine den Unterricht bei den „Höheren Töchtern“ einer Schwesternschule in Fürstenfeldbruck und strebte dann selber nach Höherem, zum Beispiel Au Pair bei einem Dottore in Italien und dann noch in Frankreich. Sprachen sind für sie kein Problem.

Schließlich wurde sie meine „Flughafenschwester“ in München und wenn Missionare von Tansania kamen, wusste sie nach 2 Sekunden, dass das keine Touristen oder Geschäftsleute sind. Unter anderem sah man das am sogenannten „Pfarrergesicht“.

Wenn Sie wissen wollen, wie das tutet, dann sei folgendes erwähnt:

Zu einer Zeit, als die Pfarrer „Krawattiner“ wurden und ebenso Ordensleute in „Räuberzivil“ fuhren, reiste ich auch mit dem Zug nach Vierkirchen. Zusammen mit mehreren anderen Leuten wartete ich auf einem ruhigen Platz auf den verspäteten Zug nach Ingolstadt. Wir schauten gelangweilt dem Gewusel der Leute zu, als auf einmal aus ca. 50 m Entfernung aus dem Haupteingang eine Dame herauskam und auffällig fuchtelte: „Hallo, haalloo, he Sie, hallo“ und so weiter. Ich dachte gerade: „Bei diesem Gewusel jemand finden“? Das war ein Denkfehler. Sie stöckelte schnurstracks auf uns zu und haargenau auf mich: „Schaugds ned so wi a Schwäbal. Sie san dro. Gell Sie san a Pfarra“! trompetete sie triumphierend. Leicht belustigt meinte

ich: „Man könnte meinen, ich habe ein Schild umgehängt, auf dem Pfarrer steht“. - Des zwar ned, aba des sicht ma.“ Sprachs, drehte sich um und stöckelte wieder zum Haupteingang. Ob die gerade auf Pfarrersuche war, bezweifle ich.

Das Nesthäckchen wurde Regina, die genau am 1. April 1955 ankam. Just zu dieser Zeit erhielten wir von Hauptlehrer Dapfer ein Aufsatzthema verpasst, wir sollten über den ersten April schreiben. Ich machte einen Aufsatz über Regina. Ein Jahr später ging's gen St. Ottilien und Regina sah mich nur noch selten, meinend ich sei der Onkel Konrad.

Sie wurde eine tüchtige Hausfrau und Geschäftsfrau und der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Dieser Apfel heißt Sandra, nämlich ihre Tochter. Der Apfel fiel von Inzemoos auf Vierkirchner Boden. Zur selben Zeit fiel ein anderer, sehr ansehnlicher Apfel namens Harald, ebenfalls auf Vierkirchen. Man fand sich und verliebte sich unsterblich und aus dieser Liebe sind zwei kleine liebliche Äpfel erwachsen. Je, nun. Harald wurde nach einiger Zeit Gemeinderat und zweiter Bürgermeister und ist auch noch im Pfarrgemeinderat tätig. Sandra und Harald ahnten längst vorher, dass Latein mal „in“ werden sollte und belegten das vorsichtshalber als Wahlpflichtfach. Später wird das ihren Sprösslingen sehr zu statthen kommen.

Ut in omnibus glorificetur Deus.
(Auf dass in allem Gott verherrlicht werde.)



Br. Dominikus
Meister bei der
Klosterführung in
St Ottilien am
28. April 2012

Literatur:

Maria Hildebrandt: Lebendige Steine. Baugeschichte und Baugeschichten der Erzabtei St. Ottilien, EOS-Verlag 2008.

Claudia Bals: Die Erzabtei St. Ottilien, Missionarisches Mönchtum, EOS-Verlag 2004.

Anmerkungen:

¹ Zum Altare Gottes will ich treten, zu Gott, der mich erfreut von Jugend auf.

² Fa. Hanwag

³ Damals Hs.Nr. 17, heute Indersdorfer Str. 3, Fernseh-Kreitmeier.

⁴ Prinz Rasso von Wittelsbach (1926-2011)

⁵ Dr. Anton Roth, 1909-1996

⁶ Aufsicht

⁷ Der EOS-Verlag als Eigenbetrieb der Erzabtei St. Ottilien ist ein katholischer Verlag in benediktinischer Tradition. Die Verlagsschwerpunkte liegen im Bereich Mönchtum, Theologie und Geschichte.

⁸ Nimm mich auf, o Herr.

⁹ Bekehrung meiner Sitten.